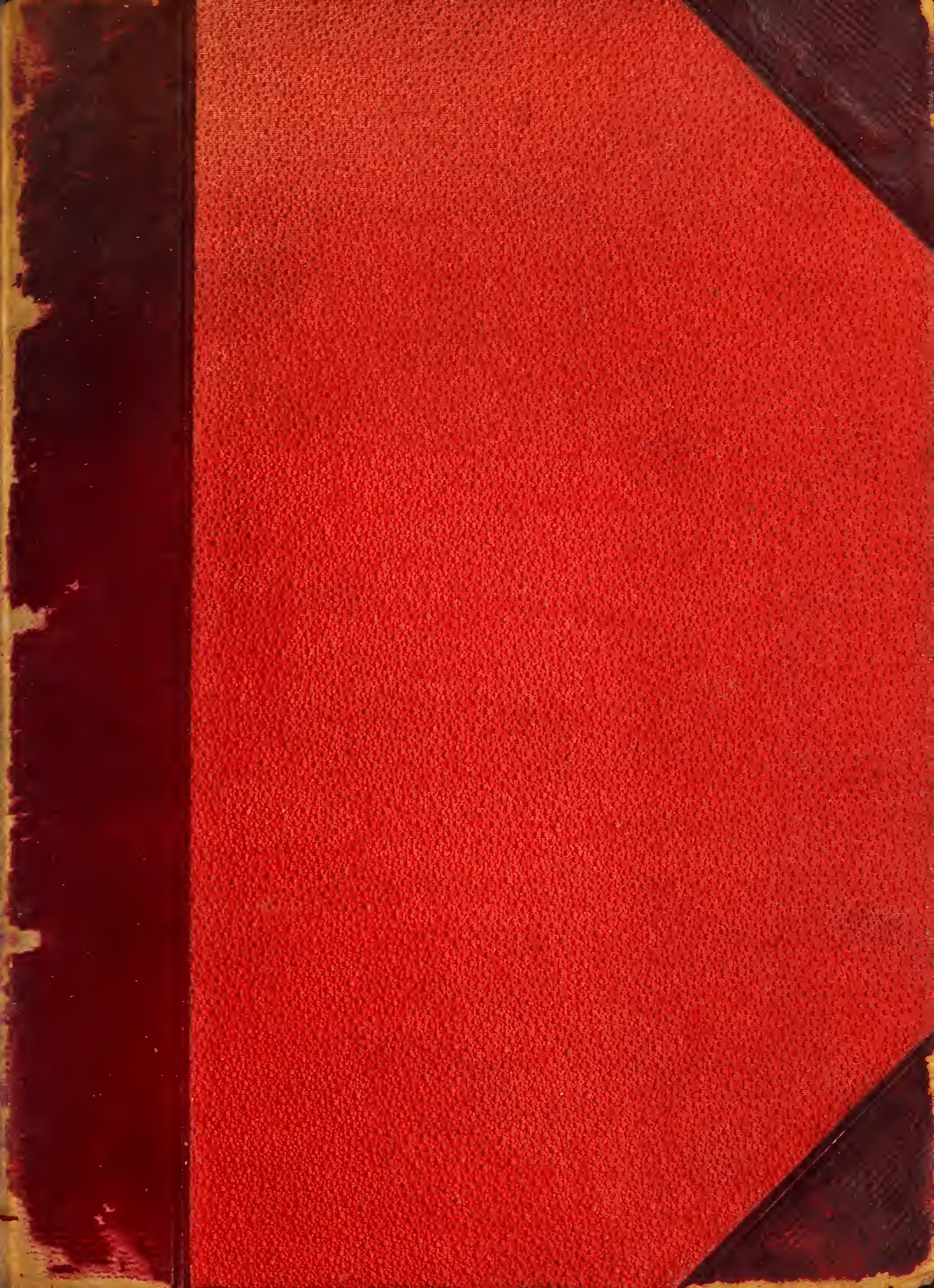










Schwarz, Weiß, Roth.

Humoristische Erzählungen

— von —

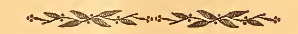
August Boecklin.



Chicago. Illinois.
Gedruckt bei Wm. Kuhlmann, 220 Hudson Ave.
1890,

Inhalts-Verzeichniß.







Gebeugter Trotz.





Es war ein prächtiger, sonniger Maimorgen. Auf dem Exercierplatz des Forts C—, das auf einem mächtigen Felsen thronend trotzig in das rebenumgürtete Rheinthal hinabschaut, erschallten die eintönigen Commandorufe und die blumenreichen Flüche der Unteroffiziere, welche kleinere Abtheilungen drillten, während die Aufsicht führenden Lieutenants mit ernster Miene auf und ab wandelten, hier und da, gleichsam um dem Ganzen seine Weihe zu geben, einen lauten Ruf der Mißbilligung über die Bummelei des einzelnen Mannes hören ließen und zuweilen auf die Uhr sahen, um sich zu überzeugen, ob denn das langweilige Detail-Exercieren, das nur den Unteroffizieren Spaß machte, noch immer nicht zu Ende sei. Kohlweißlinge und Insekten aller Art umschwirrten die noch spärlichen Blumen in dem Garten des Wallmeisters und von dem tief unten majestätisch dahinströmenden, vielumstrittenen deutschen Strome drangen zuweilen die schrillen Töne einer Lokomotive oder die Glockenschläge der zahlreichen Dampfer herauf, welche die grüne Fluth stromauf und stromab durchfurchten. Der in der Frühe über die alte, schon als römische Niederlassung in der Geschichte erwähnte Stadt C—, mit ihren für die heutige Kriegsführung veralteten und den Verkehr hemmenden Wällen wie ein Schleier gebreitete Nebel hatte sich rasch vor dem warmen Sonnenscheine verflüchtigt und von der hohen Zinne der Feste bot sich jetzt dem Beschauer ein weiter, herrlicher Ausblick auf die Stadt, auf die sie umgebenden, fruchtbaren Gefilde und bewaldeten Bergkuppen, von welchen mehrere mit detachirten Forts gekrönt waren, deren schwere Geschütze das umliegende Gelände beherrschten.

In einem geräumigen Kasemattenzimmer der Feste C. saß an jenem Morgen ein junger Offizier, in einem lederüberzogenen, altmodischen Sessel behäbig zurückgelehnt. Er war in einen buntseidenen Schlafrock gehüllt, dessen Quasten an dem Sitze herunterbaumelten, vor ihm auf einem schweren, eichenen Tische stand das noch unberührte Frühstück und an einem der schmalen vergitterten Fenster in der über sechs Fuß dicken Mauer kauerte Schwips, der treue Begleiter



des Lieutenants v. Lenzen, die geschlossenen Augen manchmal schläfrig öffnend und verständnißvolle Blicke auf seinen Herrn werfend. Krömelbein, der Bursche des Herrn v. Lenzen, war mit dem Aufräumen des sehr einfach möblirten Zimmers beschäftigt und hatte gerade das „grüne Buch", welches nebst der Rangliste, den Waldersee'- und Witzleben'schen Instruktionsbüchern und einigen geographischen Karten die Bibliothek des Zimmerinhabers bildete, an seinen Platz gestellt, als sich die Thüre öffnete und ein hagerer Mann in mittleren

Jahren, dem man trotz der Civilkleidung den alten Soldaten ansah, hereintrat.

„Morgen, Herr Kamerad“, rief der Besucher mit einer hellen Diskantstimme, indem er sich ohne Weiteres auf das schwarzlederne Sopha warf und durch sein Augenglas die werthlosen Bilder, welche die Wände schmückten, musterte.

Da hing genau über der Mitte des Sophas ein Bild des Kaisers in grellen Farben gemalt, daneben auf beiden Seiten bunte Schlachtenbilder aus den beiden letzten Kriegen und zu einem Kranze geordnet zahlreiche Photographien von Offizieren, von Krömelbeins kundiger Hand mit Epheuranken geschmückt.

Lieutenant v. Lenzen folgte den Blicken seines Gastes, über dessen Züge bei dem Betrachten der Bilder ein Lächeln glitt, und verharrte eine Weile in Schweigen, das nur durch das gleichmäßige Ticken der großen Schwarzwälder Wanduhr unterbrochen wurde.

„Haben einen ausgezeichneten Geschmack“, rief der Gast jetzt, indem er sich mit einem Ruck nach dem im Lehnstuhl sitzenden Offizier herumwarf und sein Augenglas durch ein rasches Zucken der Gesichtsmuskeln fallen ließ; „ächt militärisch, ganz wie es sich für schneidigen Offizier geziemt“.

Der Lieutenant schien nicht so ganz der Meinung des Herrn auf dem Sopha zu sein, er begnügte sich aber damit, mit dem Kopfe zu nicken und warf dann einen Blick auf die Uhr, deren Zeiger die neunte Stunde angaben.

„Störe doch nicht“? rief der fremde Herr, indem er sich den Anschein gab, als wolle er sich erheben.

„Durchaus nicht“, antwortete der Herr im Schlafrock. „Sie sind mir sehr willkommen, Herr Hauptmann, und ich rechne es mir zur Ehre an, daß Sie mich einmal in meiner stillen Kasematte aufgesucht haben“.

Herr v. Wetzstein, so hieß der Gast des Lieutenants v. Lenzen, war ein alter Junggeselle, der es im preußischen Heere nur zum Second-Lieutenant gebracht hatte und bald nach der Beendigung des dänischen Krieges Schulden halber um die Ecke gegangen war. Durch die Vermittelung eines Verwandten, welcher im diplomatischen

Dienste stand, war es dem Herrn v. Wetzstein indessen gelungen, im päpstlichen Heere ein Unterkommen zu finden und in der Schlacht bei Mentana hatte er sich im Kampfe gegen Garibaldi's Freischaaren so sehr ausgezeichnet, daß er mit dem Gregor-Orden geschmückt und zum „Capitano" befördert wurde. Aber auch in der päpstlichen Armee war seines Bleibens nicht lange und bereits bald nach der Vertreibung der Garibaldianer sah sich der frischgebackene Capitain, angeblich wegen einer Liebschaft mit der Frau eines hohen Beamten, genöthigt, die goldstrotzende und reichverzierte Uniform Sr. Heiligkeit auszuziehen und sich nach einem anderen Broderwerb umzusehen. Die einzigen angenehmen Erinnerungen des Herrn v. Wetzstein an die Dienstzeit im päpstlichen Heere waren der auf dem Schlachtfelde erworbene Gregororden und eine Pension von 200 Franken, eine Summe, die zu gering war, um selbst den an kein üppiges Leben gewöhnten Landsknecht über Wasser zu halten. Von Abenteuerlust durchdrungen und der Noth gehorchend, lenkte der moderne Landsknecht jetzt seine Schritte nach dem gastlichen Holland, wo er sich für das ostindische Heer des lustigen Oraniers anwerben ließ. Dem Gesetze gemäß mußte der ehemalige Capitain seine neue Laufbahn als gemeiner Söldner beginnen, seine militärischen Kenntnisse und sein in einem Gefecht mit den Atchinesen bewiesener Muth brachten ihn aber bald vorwärts und bereits nach Verlauf von zwei Jahren hatte Herr v. Wetzstein auf der militärischen Stufenleiter wieder den Rang eines Unter-Lieutenants im holländischen Colonialheere erlangt und er würde wohl mit der Zeit noch höher auf der militärischen Stufenleiter gestiegen sein, wenn ihn nicht das mörderische Klima und eine Gewehrkugel, welche ihm ein Atchinese aus dem Hinterhalt in die Rippen gejagt, gezwungen hätten, seinen Abschied zu nehmen und sich von Neuem nach einer Existenz umzusehen. Auch diesmal war dem Herrn v. Wetzstein das Schicksal wieder günstig, indem ihm durch Vermittelung des deutschen Gesandten im Haag eine Pension von mehreren hundert Gulden bewilligt und ihm eine Anstellung in der Colonialverwaltung in Aussicht gestellt wurde. Doch mit der Anstellung hatte es gute Wege und nachdem sich der pensionirte Lieutenant mehrere Monate

in Batavia herumgetrieben und seinen letzten in den fernen Sümpfen Atchin's ersparten Gulden verausgabt hatte, erschien ihm die Nachricht von dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges wie eine Erlösung und kurz entschlossen schiffte sich der alte Kriegsknecht auf Kosten des deutschen General-Consuls in Batavia, der ihn als ehemaligen preußischen Offizier unter seine Fittiche nahm, nach Europa ein, um gegen die Franzosen zu fechten. Der kriegskundige Mann wurde mit offenen Armen aufgenommen und von seinem Bruder, einem ehemaligen Husarenrittmeister, der ein Gut in Thüringen besaß, mit Geldmitteln unterstützt, befand sich der für die Kriegsdauer in Dienst gestellte, schon etwas bejahrte Second-Lieutenant v. Wetzstein bald auf dem Wege zu seinem Regiment, das vor Paris auf Vorposten stand. Mit dem eisernen Krenze geschmückt kehrte Herr v. Wetzstein nach Beendigung des Feldzuges nach Deutschland zurück und wurde, da man ihn nicht länger im aktiven Dienste verwenden konnte oder wollte, mit einer kleinen Pension und der Aussicht auf Anstellung im Civildienst, „auf sein persönliches Ansuchen", wie es in dem Abschied schonend hieß, wieder aus dem Heere entlassen.

So war der Herr v. Wetzstein in C., wo sein Regiment in Garnison stand, hängen geblieben und da er nichts Besseres zu thun wußte, so pflegte er mit großer Liebe den Verkehr mit den Kriegskameraden und sah sich so nebenbei nach einem Aemtchen um, das ihn ohne große geistige und körperliche Anstrengung ernähren sollte.

Der mörderische Krieg hatte aber eine solche Menge von Invaliden geschaffen, daß es dem Herrn v. Wetzstein schlechterdings nicht möglich war, auch nur das bescheidenste Plätzchen zu erhalten, und er war genöthigt, sich mit seinen drei Pensionen, die ihm zusammen kaum 500 Thaler abwarfen, so gut und so schlecht es eben ging, durchzuschlagen. Die Sommermonate verbrachte Herr v. Wetzstein stets auf dem Gute seines Bruders, der ihm in großmüthigster Weise eine Heimath geboten hatte. Der abenteuerliche Sinn des alten Landsknechts fand aber an dem stillen Landleben keinen Geschmack und wenn die Ernte beendet und die Truppen aus dem Manöver wieder nach der Garnison zurückgekehrt waren,

so stellte sich auch „Hauptmann" v. Wetzstein, wie er von den Offizieren genannt wurde, wieder in C. ein, um im Kreise der Kameraden den Winter zu verleben.

Herr v. Lenzen, dessen Vater ein hoher Beamter in einer thüringischen Residenzstadt war, in deren Nähe das Gut des Rittmeisters v. Wetzstein lag, hatte den Bruder des Letzteren, den pensionirten Lieutenant v. Wetzstein, auf einer Urlaubsreise in Thüringen besucht und bei dieser Gelegenheit die hübsche Tochter des Rittmeisters kennen gelernt. Fräulein Alma v. Wetzstein fand an dem fröhlichen und liebenswürdigen jungen Manne Gefallen und als die Stunde des Abschieds kam, nahm Herr v. Lenzen die Ueberzeugung mit nach Hause, daß seine der jungen Dame erwiesenen Aufmerksamkeiten nicht ganz gleichgiltig aufgenommen worden waren.

Seitdem verkehrten v. Lenzen und der pensionirte Lieutenant in freundschaftlicher Weise zusammen und an dem vorerwähnten Maimorgen hatte Herr v. Wetzstein seinen jungen Freund auf dem fernen Fort aufgesucht, um sich für die Sommermonate von ihm zu verabschieden.

„Ich habe Sie schon in so früher Stunde überrascht", sagte der Hauptmann, „weil ich im Begriff stehe, zu meinem Bruder zu reisen. Zudem wollte ich ja schon lange einmal sehen, wo Sie eigentlich hausen und mich durch den Augenschein überzeugen, ob Ihr Quartier denn wirklich so erbärmlich ist, wie Sie mir so oft versicherten".

„Und nun werden Sie finden, daß ich die Wahrheit gesprochen habe", entgegnete ihm v. Lenzen betrübt; „als junger Dachs hatte ich gar nichts gegen dieses einsame und unbequeme Logis einzuwenden und ich halte es für ganz richtig, daß man die jüngeren Herren zur Beaufsichtigung der Mannschaften hierher legt; aber nun bin ich schon sieben Jahre Offizier, habe als junger Lieutenant fast zwei Jahre lang hier gelegen und nun schickt mich der Oberst im letzten Herbst wegen einer Bagatelle wieder hierher, „um mir den Hafer höher zu hängen und mir die Flausen auszutreiben", wie er sich damals auszudrücken beliebte. Es ist ein Skandal, und ich werde

diese Demüthigung nicht mehr lange ertragen, darauf können Sie sich verlassen".

„Na, junger Freund", rief v. Wetzstein lachend, indem er sich eine Cigarre anzündete, die er einer auf dem Tische stehenden Kiste entnahm: „gerathen Sie nicht gleich so in die Wolle und trösten Sie sich damit, daß es noch schlimmere Dinge gibt, die Ihnen zustoßen können. Ich, z. B., wäre froh gewesen, wenn ich in Atschin ein solches Quartier gehabt hätte. Da war es ganz anders; wir schliefen in Bambushütten, Giftschlangen, Scorpionen, Ratten und anderes Ungeziefer störten unsere Nachtruhe und wen das gelbe Fieber und die Cholera verschonte, den holte der Teufel in den mörderischen Gefechten mit den Atchinesen. Puh! mir wird noch jetzt ganz schwül zu Muthe, wenn ich an jene Zeit zurückdenke. Lassen Sie uns schnell einen Schnaps trinken, Herr Kamerad, damit ich diese traurige Erinnerung los werde".

Es bedurfte nur eines Blickes seines Herrn, um Krömelbein, den Burschen des Herrn v Lenzen, an seine Pflicht zu erinnern. Bald standen eine Cognacflasche und zwei kleine Gläser auf dem Tische, die v. Wetzstein vollgoß und von denen er eines mit einem Zuge leerte, nachdem er das andere seinem Freunde hingeschoben hatte.

„Puh", rief v. Wetzstein, seinen langen Schnurrbart abwischend und sich wie im Fieberfrost schüttelnd; „Schlangen und Scorpionen, Herr Kamerad, bedenken Sie doch, da müssen wir schnell noch einen drauf setzen; pfui, Teufel'! und flugs goß der Sprecher nochmals sein Gläschen voll und ließ den Inhalt blitzschnell in seiner Kehle verschwinden, wobei er ein behagliches Stöhnen hören ließ.

Lieutenant v. Lenzen, der anfänglich nicht der besten Laune war, mußte laut lachen, als er sah, mit welcher Gewandtheit sein Freund sich die beiden Schnäpschen zu Gemüth geführt hatte, und als ihn v. Wetzstein jetzt aufforderte, mit ihm noch eine Flasche zum Abschied zu trinken, erhob er sich von seinem Sessel, legte die Uniform an und verließ bald darauf in heiterer Stimmung sein unfreundliches Quartier.

Die beiden Freunde wandelten den vielfach gewundenen Colonnenweg hinab nach der Stadt, wo sie in einem Weinhause einkehrten

und Wetzstein eine Flasche Rüdesheimer bestellte, die er zum Erstaunen seines Freundes mit einem blinkenden Goldstück bezahlte.

„Heute habe ich nämlich meine päpstliche Pension bezogen", erklärte v. Wetzstein, als er die überraschten Blicke seines Begleiters bemerkte. „An solchen Tagen bin ich je nachdem päpstlich oder holländisch gesinnt und lege die Orden meiner jeweiligen früheren Kriegsherren an. Die übrige Zeit bin ich, wie Sie wissen, kaiserlich deutsch, vom Scheitel bis zur Fußsohle, wie es sich für einen ehemaligen Offizier und Unterthan des Kaisers geziemt".

Mit diesen Worten erhob v. Wetzstein seinen Römer und rief: „Mein erhabener Kriegsherr, Papst Pius IX., soll leben hoch, hoch, hoch"! worauf er sein Glas bis auf die Nagelprobe leerte.

Dem Lieutenant v. Lenzen fiel es jetzt erst auf, daß sein Freund seinen päpstlichen Orden angelegt hatte, und da er die Aufmerksamkeit des ehemaligen päpstlichen Offiziers erwidern wollte, so bestellte er eine zweite Flasche, die er aber nicht baar bezahlte, sondern alter Sitte gemäß aufschreiben ließ.

In gemüthlicher Unterhaltung verging den beiden Freunden rasch die Zeit und erst als die Stunde gekommen war, zu welcher im Offiziers-Casino das Mittagsmahl aufgetragen wurde, schlenderten die Beiden Arm in Arm dorthin, um bei einer weiteren Flasche den Abschied zu feiern. Spät am Nachmittag geleitete v. Lenzen seinen Freund zum Bahnhof.

„Vergessen Sie nicht, Ihrer Fräulein Nichte meine ehrfurchtsvollsten Grüße zu übermitteln", sagte der junge Offizier leise, als v. Wetzstein, der ziemlich angeheitert war, das Coupe bestieg und ihm freundschaftlich die Hand schüttelte; „sobald ich Urlaub erhalte, werde ich Sie auf Schönhof besuchen. Inzwischen legen Sie bei Frl. Alma ein gutes Wort für mich ein, lieber Herr Hauptmann, und lassen Sie mich wissen, ob mein Besuch angenehm ist".

Wetzstein versprach sein Bestes zu thun und als endlich der Zug aus dem Bahnhof dampfte, legte Lenzen grüßend die Hand an die Mütze nnd kehrte mit einem letzten Lebewohlruf nach seinem einsamen Fort zurück, wo er am Abend noch eine Stunde Unterricht zu ertheilen hatte.

Die Züge des schnell dahinschreitenden Offiziers verfinsterten sich, als er den steilen Pfad, welcher zu den Festungswerken führte, hinaufstieg. Da oben hatte er seine ersten Jahre als Lieutenant verbracht und nachdem er fast fünf Jahre lang die Annehmlichkeiten einer Stadtwohnung gekostet hatte, kam der neue Regimentscommandeur und sandte ihn wieder nach dem alten Felsenneſt hinauf, gerade als ob er wieder ein ganz junger Dachs geworden wäre. Die Erbitterung gegen den Oberst v. Hartenstein, einen hochgebildeten und sehr strengen Offizier, welcher als Generalstäbler das Regiment erhalten hatte und die unter dem früheren Commandeur eingerissene, etwas lockere Zucht im Offiziercorps wieder herstellen sollte, hatte wegen dieser Maßregelung und anderer kleiner Disciplinarstrafen, welche ihn getroffen hatten, in dem Herzen des jungen Offiziers so zugenommen, daß er in der letzten Zeit nur mit Unlust seinen Dienstpflichten nachkam. Unglücklicherweise war Lieutenant v. Lenzen auch einer der Offiziere gewesen, die wegen leichtsinnigen Schuldenmachens auf die schwarze Liste des Obersten gesetzt und scharf vermahnt worden waren, und daß Herr v. Hartenstein keinen Spaß verstand, hatte er dadurch bewiesen, daß er innerhalb eines halben Jahres ein halbes Dutzend leichtsinniger Herren gezwungen hatte, den Abschied zu nehmen, weil sie sich in der ihnen gesetzten Frist nicht mit ihren Gläubigern auseinanderzusetzen vermocht hatten.

„Ich dulde keine Schuldenmacher in meinem Regiment", hatte der Oberst mit scharfer Betonung und strengem Blick gesagt, als er die Sündenböcke um sich versammelte, um ihnen in's Gewissen zu reden; „wer mit seinem Gehalt nicht auskommen kann und keine Zulage bezieht, thut besser daran, den Rock des Königs auszuziehen. Ich selbst bin der Sohn eines armen Lehrers und war genöthigt, mit meiner kargen Lieutenantsgage Haus zu halten und daß ich dies vermochte, beweist der Umstand, daß ich mit 46 Jahren bereits Regiments-Commandeur war".

Lieutenant v. Lenzen bezog als der Sohn eines kinderreichen Beamten nur eine geringe Zulage uud wenn er sich auch nach des Regiments-Commandeurs eindringlichen Worten ernstlich bemüht hatte, seine Ausgaben zu beschränken, so war er doch schon zu tief in

die Klemme gerathen, um so bald wieder auf einen grünen Zweig zu kommen. Oberst v. Hartenstein hatte mit sicherem Blick sehr bald die Fähigkeiten und Schwächen seiner Offiziere erkannt und während er mit den Unverbesserlichen kurzen Prozeß machte, war er hinter denen, an welchen noch nicht Hopfen und Malz verloren war, scharf her und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um ihnen zu zeigen, daß er ihr Thun und Lassen streng überwache.

Lieutenant v. Lenzen erfreute sich auf diese Weise auch der besonderen Beobachtung seines Regiments-Commandeurs und da er dies wohl wußte, so war es ihm sehr unangenehm, als er, auf dem Fort angelangt, plötzlich des gefürchteten Commandeurs ansichtig wurde und bei einem schnellen Blick auf die Uhr bemerkte, daß er sich um einige Minuten verspätet hatte.

Oberst v. Hartenstein stand gerade im Begriff, den Colonnenweg hinabzureiten, als er des Lieutenant v. Lenzen ansichtig wurde, der mit hochgeröthetem Antlitz und mit militärischem Gruß an ihm vorbeizueilen suchte. Der kundige Blick des Obersten hatte gleich erkannt, daß etwas nicht in Ordnung sei, und um der Sache auf den Grund zu gehen, rief er den jungen Offizier an und frug ihn, ob er ihm genau die Zeit angeben könne.

„Es ist jetzt gerade fünf Uhr, Herr Oberst", antwortete Lieutenant v. Lenzen, in sichtlicher Verlegenheit einen Blick auf seine Uhr werfend.

„Nach meiner Uhr sind es jetzt vier Minuten nach Fünf", erwiderte Oberst v. Hartenstein, indem er ebenfalls seine Uhr hervorzog, „und da Sie, wie ich zufällig hörte, um 5 Uhr Dienst haben, so haben Sie sich bedeutend verspätet. Das darf nicht mehr vorkommen, Herr Lieutenant".

„Ich hatte den Herrn v. Wetzstein zum Bahnhof begleitet, Herr Oberst", erwiderte der Angeredete verlegen, „und wurde auf dem Rückwege dadurch um zehn Minuten aufgehalten, daß die Schiffbrücke über den Rhein geöffnet war".

„Das ist, wie Sie wissen, keine Entschuldigung für einen Soldaten", bemerkte der Oberst streng; „wenn ein Mann Ihrer

Compagnie sich damit herausreden wollte, würden Sie ihn sicherlich zur Bestrafung melden".

Lieutenant v. Lenzen hatte hierauf nichts zu erwidern und mit einem ernsten Kopfschütteln wandte der Oberst jetzt sein Pferd und ritt von dannen.

„Da mußte mir der Teufel den Oberst wieder in den Weg führen", brummte der Lieutenant, als er die schwüle Compagniestube betrat, in welcher die Mannschaften zum Unterricht versammelt waren. „Wenn ich jetzt um Verlegung in die Stadt nachsuchte, würde er mich mit einer riesigen Strafpredigt beglücken und mir mein ganzes Sündenregister zum hundertsten Male vorhalten. Da wird mir nichts übrig bleiben, als dem Oberst einmal die Zähne zu zeigen, und wenn er es zum Aeußersten kommen läßt, so hat er selbst die Verantwortung dafür zu tragen".

Mit diesen trotzigen Gedanken kehrte Lieutenant v. Lenzen nach der Beendigung des Dienstes in seine Stube zurück und beschloß, den Oberst sofort nach dem Herbstmanöver zu bitten, ihm zu erlauben, an Stelle eines jüngeren Kameraden wieder ein Stadtquartier zu beziehen.

* * *

„Capitano" v. Wetzstein war wohlbehalten auf dem Gute seines Bruders angelangt, hatte die Grüße seines jungen Freundes bestellt und verbrachte nun die Zeit mit Fischen, Reiten, Fahren und ähnlichen cavaliermäßigen Beschäftigungen. Fräulein Alma v. Wetzstein, eine lebhafte Brünette, begleitete ihren Onkel häufig auf seinen Ausflügen und ließ sich von ihm nicht allein gerne seine zahlreichen Abenteuer aus dem Kriegsleben erzählen, sondern wußte auch das Gespräch manchmal geschickt auf seinen Freund zu lenken, von dem der Onkel des Lobes voll war. Herr v. Wetzstein verschwieg auch nicht, daß v. Lenzen von seinem Regiments-Commandeur sehr streng behandelt werde, weil er, wie so viele andere junge Offiziere, mehrmals über die Stränge geschlagen habe und mit seiner geringen Zulage nicht ausgekommen sei.

„Er ist aber jetzt ein ganz solider Kerl, der sich schwer gekränkt fühlt, daß ihn der Oberst wegen seiner früheren Missethaten auf das

einsame Fort C. verbannt hat, während die jungen Herren des Regiments in der Stadt herumflaniren dürfen".

Fräulein Alma fand es nicht hübsch von Oberst v. Hartenstein, den sie persönlich kennen und schätzen gelernt hatte, daß er mit dem armen Herrn v. Lenzen so streng verfuhr und sie gelobte sich, bei der ersten Veranlassung, die sich ihr böte, für den jungen Offizier, dem sie unbewußt besonderes Interesse schenkte, ein gutes Wort einzulegen.

Onkel Wetzstein, wie er auf dem Gute seines Bruders kurzweg genannt wurde, erhielt eines Tages, als er gerade mit einem armlangen Hecht, den er mit der Angel gefangen hatte, nach Hause zurückkehrte, ein Schreiben der Regierung zu C., worin ihm eröffnet wurde, daß er zum commissarischen Bürgermeister in einem kleinen Städtchen an der holländischen Grenze ernannt worden sei und sein Amt schon nach einigen Wochen antreten müsse.

Freudestrahlend packte der alte Kriegsknecht seine wenigen Habseligkeiten zusammen und dampfte nach dem Rheine ab. Dem Lieutenant v. Lenzen, der ihn auf dem Bahnhof abholte, fiel er um den Hals und entführte ihn schleunigst nach der nächsten Weinkneipe, wo er mit ihm seine Ernennung zum Bürgermeister feierte und ihm die Grüße seiner Nichte Alma ausrichtete.

„Das gute Kind nimmt wahrhaftig großen Antheil an Ihnen und wenn Sie einmal mit dem Herrn Oberst besser stehen, können Sie ja bei meinem Bruder auf den Busch klopfen und sehen, was der von Ihnen hält. Denn ohne die Gewogenheit des Alten können Sie bei Alma auf keine Erfolge rechnen, darauf dürfen Sie sich verlassen, und mein Bruder ist mit Ihrem Oberst zu eng befreundet, um von ihm nicht alles Schlimme, was Ihre Conduitenliste enthält, zu erfahren".

Nach diesen Mittheilungen war v. Lenzen mehr als je entschlossen, den starren Sinn des Obersten auf die eine oder andere Weise zu brechen und zu seinen Gunsten zu wenden und da es seinem trotzigen Sinn nicht zusagte, sein Ziel durch kluges Abwarten und Fügsamkeit in den Willen seines Vorgesetzten zu erreichen, so reifte nach und nach ein Plan in dem Kopfe des jungen Offiziers, der so abenteuerlich und gefährlich war, daß er selbst den erfahrenen und vom Schicksal

hart mitgenommenen Herrn v. Wetzstein in Staunen und Schrecken versetzt hätte.

Die Truppen waren aus dem Manöver zurückgekehrt und wie üblich kamen die Offiziere um Urlaub ein. So war auch dem Lieutenant v. Lenzen auf sein schriftliches Gesuch ein vierwöchentlicher Urlaub bewilligt worden und er hatte eines Vormittags unter treuer Beihilfe seines Burschen Krömelbein die Parade-Uniform angelegt und sich nach der Wohnung des gestrengen Oberst v. Hartenstein begeben, um sich gehorsamst abzumelden. Die ersten zwei Wochen wollte der Lieutenant im väterlichen Hause zubringen und während dieser Zeit auch fleißige Besuche auf dem Wetzstein'schen Gute machen, um das Wohlwollen, welches ihm Fräulein Alma schenkte, womöglich in das wärmere Gefühl der Liebe zu verwandeln, welches seine Brust schon seit dem letzten Besuche auf Schönhof für das liebenswürdige Mädchen beseelte. Für den jungen Offizier gab es nach seiner Ansicht nur noch ein Hinderniß zu überwinden, nämlich seinen Regiments-Commandeur und durch diesen den Rittmeister v. Wetzstein, den Vater seiner Angebeteten, günstig für sich zu stimmen; mit Alma wollte er dann schon in's Reine kommen, davor war ihm gar nicht bange. Die übrigen beiden Wochen Urlaub hatte er seinem Freunde, dem nunmehrigen Bürgermeister v. Wetzstein, zugesagt, und von dort aus wollte er, wenn der Oberst seinen Bitten kein Gehör schenken sollte, seinen abenteuerlichen Plan zur Ausführung bringen.

Als v. Lenzen das Arbeitszimmer des Obersten betrat, erhob sich dieser von seinem Schreibpult und richtete seine durchdringenden stahlgrauen Augen auf den jungen Offizier, der, in strammer Haltung, mit dem Helm in der Hand und sich einige Schritte nähernd, seine Meldung in der knappen Form, wie sie das Dienstreglement des deutschen Heeres vorschreibt, erstattete.

„Ich danke Ihnen", antwortete Oberst v. Hartenstein, leicht mit dem Kopfe nickend und dem Offizier die Hand reichend, „und hoffe, daß Sie Ihren Urlaub gut anwenden werden". Da v. Lenzen aber, statt sich nun zu empfehlen, in gerader Haltung vor dem Oberst stehen blieb, so frug dieser halb erstaunt, ob er noch sonst etwas von ihm wünsche.

„Zu Befehl. Ich wollte den Herrn Oberst gehorsamst bitten, mich nunmehr wieder Stadtquartier beziehen zu lassen uud statt meiner einen jüngeren Offizier auf Fort E. zu legen".

Mit fester Stimme hatte v. Lenzen diese Worte gesprochen und da er dabei seinem Commandeur in die Augen schaute, bemerkte er, daß sich dessen Blick verfinsterte, ein sicheres Anzeichen, daß ihm das Gehörte nicht gefallen hatte und ein Sturm im Anzuge sei.

„Herr Lieutenant v. Lenzen", erwiderte der Oberst mit leiser, aber fester Stimme, „Sie scheinen nicht zu begreifen, daß ich Ihr Bestes im Auge hatte, als ich Ihnen befahl, das Fort zu beziehen. Sie waren tief verschuldet, als ich das Regiment übernahm, und wenn ich nicht erkannt hätte, daß Sie noch auf bessere Wege zu bringen seien, so würde ich Sie damals, wie so manche andere Ihrer Kameraden, fallen gelassen haben. Ihrem Wunsche kann ich aus diesen Gründen in Ihrem eigenen Interesse nicht nachkommen; Sie werden auf Fort E. verbleiben, bis Sie alle Ihre Schulden bezahlt und ich die Ueberzeugung erlangt habe, daß Sie Ihre Mußestunden in einer eines Offiziers würdigen Weise verwenden".

„Wollen der Herr Oberst mir gestatten—"

„Machen Sie keine weiteren Versuche, mich zur Zurücknahme meines Befehls zu veranlassen", fiel Oberst v. Hartenstein seinem Untergebenen streng in die Rede; es bleibt dabei, was ich befohlen habe, und nun — glückliche Reise"!

Lieutenant v. Lenzen hielt es jetzt nach dieser kühlen Abfertigung für gerathen, sich zu empfehlen, und mit zusammengekniffenen Lippen, die sich so gern zu einer Entgegnung geöffnet hätten, machte er seine Verbeugung vor dem ihn mit ernstem Blick musternden Commandeur und entfernte sich.

„Da auf gütlichem Wege nichts zu erreichen ist, so will ich ein anderes Mittel versuchen", murmelte v. Lenzen in zorniger Stimmung vor sich hin, als er im Hausflur seinen Helm aufsetzte; vielleicht wird der Oberst dann, um Skandal zu vermeiden, nachgeben und sich noch obendrein darüber freuen, daß er einen so schneidigen Offizier im Regiment hat. „Was aber Alma dazu sagen wird"? setzte der Offizier kleinlaut hinzu, als er jetzt ein elegantes Schneidergeschäft

betrat, um dort seine Uniform gegen einen feinen Civilanzug zu vertauschen, in dem er die Reise nach der Heimath machen wollte. Krömelbein hatte das Gepäck seines Herrn bereits auf einem Handkarren zum Bahnhof gefahren und als Lieutenant v. Lenzen jetzt in seinem neuen, gutsitzenden hellen Sommeranzuge den Wartesaal durchschritt, richtete sich manches Mädchenauge auf den jungen Herrn mit dem männlichen, sonnverbrannten Antlitz, und selbst seine ärgsten Feinde hätten eingestehen müssen, daß Herr v. Lenzen ein außergewöhnlich stattlicher Mann sei.

* * *

Sehen wir uns jetzt nach dem Bürgermeister v. Wetzstein um, der sein Amt mit großen Hoffnungen angetreten hatte und vor Begierde brannte, seine vielseitigen Erfahrungen in Krieg- und Friedenszeiten in der neuen Stellung zu verwerthen. Zunächst machte der alte Soldat die unangenehme Entdeckung, daß die ihm untergebenen Ortsvorsteher der verschiedenen, zu seinem Verwaltungsbezirk gehörigen Gemeinden, zumeist harmlose Landleute, welche ihr Amt der Ehre wegen versahen, nicht den gehörigen Respekt an den Tag legten, wenn sie mit ihm in Berührung kamen. Dann hatte es das Mißfallen des neuen Bürgermeisters in hohem Grade erregt, daß die Ortsvorsteher sowohl, wie die Gemeindediener, Nachtwächter, Flurschützen und ähnliche Unterbeamten, ihren Haarwuchs in hohem Grade vernachlässigten und daß es zu den Ausnahmen gehörte, wenn einer von ihnen einmal die Haare vorschriftsmäßig kurz geschnitten trug, wie es im Dienstreglement des preußischen Heeres vorgeschrieben ist.

Ja, mehrmals war es sogar vorgekommen, daß sich einige dieser Beamten nicht von ihren Sitzen erhoben, als der Herr Bürgermeister eine Wirthschaft betrat, um dort nach alter Sitte einige Frühschoppen zu sich zu nehmen und als Herr v. Wetzstein ein derartiges unvorschriftsmäßiges Benehmen in einem Rundschreiben streng rügte und sonderbarer Weise auf die diesbezüglichen Paragraphen des Militärstrafgesetzbuches aufmerksam machte, hatte einer der Ortsschulzen sogar die Vermessenheit, dieses mit dem Vermerk

„Geheimes Dienstschreiben“ versehene Schriftstück im Kreisblatt zu veröffentlichen und seine Amtsbrüder sowohl, als alle Polizeidiener, Flurschützen und Nachtwächter des Bezirks aufzufordern, diesem bürgermeisterlichen Befehle nachzukommen, widrigenfalls sie nach der Strenge des Gesetzes bestraft würden.

Diese Veröffentlichung war eine böswillige und hatte den Zweck, den Landrath des Kreises auf die geheimen Verordnungen des Herrn v. Wetzstein aufmerksam zu machen und dieser hohe Beamte nahm dann auch Veranlassung, den Bürgermeister zu benachrichtigen, daß über das Tragen der Haare der Civilbeamten und über die von denselben dem Bürgermeister zu erweisenden Ehrenbezeugungen keinerlei Verfügungen erlassen seien und jedenfalls das Militärstrafgesetzbuch sowohl, als das Dienstreglement des preußischen Heeres in diesen Fällen keine Anwendung fänden. Diese Verfügung hatte der Herr Landrath, der ein gar lustiger Herr war und die Bürgermeister-Lieutenants nicht leiden konnte, weil sie allzu schneidig aufträten, ebenfalls im Kreisblatt veröffentlicht und die Folge davon war, daß, als der Herr v. Wetzstein bald danach in seiner Stammkneipe erschien, einer der anwesenden Bürger höhnisch rief: „Aufsteh'n, der Herr Bürgermeister kommt“!

Für seine Mißerfolge auf dem Gebiete der Reformen fand der alte Offizier reichlichen Trost in dem innigen Verkehr mit den Kameraden der benachbarten preußischen und der auch nur wenige Meilen entfernten holländischen Garnison. Namentlich die holländischen Offiziere kamen dem ehemaligen Kameraden, der bei seinen häufigen Besuchen nie versäumte, seinen niederländischen Orden anzulegen, freundlich entgegen und lauschten mit Andacht den wunderbaren Erzählungen des Herrn v. Wetzstein über seine Kriegsabenteuer in den Colonieen. Große Freude bereitete dem Bürgermeister der Besuch des Lieutenants v. Lenzen, der eines Abends unerwartet eintraf und seinen Freund im Casino des Städtchens überraschte, als derselbe gerade seinen aufmerksamen Zuhörern seinen Kampf mit einer Riesenschlange schilderte, aus dem er natürlich siegreich hervorgegangen war.

Als die beiden Freunde spät am Abend in der hübschen Dienstwohnung des Herrn v. Wetzstein bei einem Glase Wein zusammensaßen, berichtete v. Lenzen ausführlich über seine jüngsten Erlebnisse, und theilte seinem Gastfreunde im Vertrauen mit, daß er mit dessen Nichte Alma eine lange Unterredung gehabt habe, deren Ergebniß gewesen sei, daß die junge Dame ihm erlaubt habe, mit ihr in Briefwechsel zu treten. „Mehr konnte ich für den Augenblick nicht erreichen", schloß der Erzähler seinen Bericht, „und alles Weitere hängt jetzt von Ihrem Herrn Bruder ab, dem ich demnächst meine Hoffnungen für die Zukunft enthüllen werde. Vorerst muß ich aber noch mit meinem Regiments-Commandeur in's Reine kommen, der unter den gegenwärtigen traurigen Umständen meine Wünsche nicht nur nicht fördern, sondern sogar vereiteln würde, wenn er Alma's Vater über meine persönlichen Verhältnisse Auskunft zu geben hätte".

„So schlimm wird Ihr Oberst doch wohl nicht sein, lieber Kamerad", meinte v. Wetzstein lächelnd, „daß er das Lebensglück eines hoffnungsvollen Offiziers seines Regiments aus reiner Bosheit vernichten sollte. Ich glaube vielmehr, daß, wenn Sie mit Herrn v. Hartenstein frisch von der Leber weg sprechen, er Ihnen seine Unterstützung nicht versagen wird".

„Da kennen Sie diesen Herrn sehr schlecht" rief v. Lenzen erbittert, „er reitet auf mir herum, wie auf keinem anderen Kameraden, er thut Alles, um mir das Leben zu verbittern und ich bin überzeugt, es würde ihm ein besonderes Vergnügen machen, meine Hoffnungen gänzlich zu Schanden zu machen". Der Bürgermeister liebte es als eingefleischter Junggeselle nicht, sich über Liebesangelegenheiten, noch dazu mit einem so erbitterten Menschen, wie der Lieutenant v. Lenzen es war, zu unterhalten, weßhalb er das Gespräch gewandt auf einen andern Gegenstand lenkte und dem Freunde über seine mißglückten Verbesserungsversuche im Gemeindedienst berichtete. Der junge Offizier hörte nur mit halben Ohren zu und da er von der weiten Reise sehr ermüdet war, so war es ihm sehr angenehm, als der Bürgermeister sich endlich erhob und ihn in sein Schlafzimmer geleitete.

Die Tage des Urlaubs vergingen den beiden Freunden auf die angenehmste Weise, je näher die Stunde des Abschieds aber kam, desto verschlossener wurde v. Lenzen, der auf die eindringlichen Fragen des Bürgermeisters nach dem Grunde seiner Niedergeschlagenheit nur ausweichende nnd verdrossene Antworten gab. Am Vorabend des Tages, den v. Lenzen für seine Abreise festgesetzt, hatte der Bürgermeister eine Pfirsich Bowle angesetzt und versuchte durch fleißiges Zutrinken und die Erzählung lustiger Erlebnisse seinen traurig gestimmten Freund aufzuheitern, was ihm aber nicht gelang.

„Stoßen wir auf ein fröhliches Wiedersehen an", rief Herr v. Wetzstein endlich, sein Glas erhebend; morgen Abend um diese Zeit sind Sie schon wieder in der Garnison und sitzen wahrscheinlich, Trübsal nach Noten blasend, mutterseelenallein in Ihrer Kasematte auf Fort E—"

„Ich werde überhaupt nicht abreisen, lieber Herr Bürgermeister", antwortete v. Lenzen ingrimmig und sein Glas mit einem Zuge leerend. „Mit Ihrer Erlaubniß werde ich noch eine Weile von Ihrer Gastfreundschaft Gebrauch machen und der Dinge warten, die da kommen sollen".

„Ist Ihr Urlaub denn morgen nicht abgelaufen"? fragte v. Wetzstein erstaunt, indem er einen besorgten Blick auf seinen jungen Freund warf.

„Ja", antwortete dieser, „mein Urlaub ist zu Ende, aber ich erlaube mir, ihn aus eigener Machtvollkommenheit auf unbestimmte Zeit zu verlängern".

„Mensch, was gedenken Sie zu thun"? rief der alte Offizier, dem der militärische Gehorsam über Alles ging, erschreckt; „bedenken Sie, welche schlimmen Folgen es für Sie haben wird, wenn Sie Ihren Urlaub überschreiten. So gern ich Ihre liebenswürdige Gesellschaft genieße, so möchte ich doch nicht, daß Sie sich um einen solchen Preis in Ungelegenheiten bringen".

„Sie mögen Recht haben, Herr v. Wetzstein und unter anderen Umständen würde ich einen solchen Schritt nicht gewagt haben; aber ich habe einen letzten Versuch gemacht, den Oberst, sagen wir, zu zwingen, mich Stadtquartier beziehen zu lassen. Ich habe meine

ganze Zukunft auf eine Karte gesetzt; geht der Oberst auf meinen Wunsch nicht ein, so bin ich die längste Zeit Offizier gewesen".

„Um Gotteswillen, Lenzen, was haben Sie gethan"? rief der alte Kriegsmann, sich in sichtbarer Aufregung von seinem Sitze erhebend.

„Ich habe dem Oberst v. Hartenstein schriftlich eröffnet", erwiderte v. Lenzen mit furchtbarer Gelassenheit, „daß ich nicht eher in die Garnison zurückkehren würde, als bis er mir die schriftliche Zusage gemacht hätte, einen jüngeren Kameraden statt meiner das Fort E— beziehen zu lassen".

„Hölle und Teufel, dann sind Sie verloren", rief der Bürgermeister entsetzt, in seinen Sessel zurücksinkend und die Hand v. Lenzen's ergreifend, der mit bitterem Lächeln vor sich hinstarrte und den Rauch seiner Cigarre in zierlichen Ringen von sich blies.

„Sie sehen, mein lieber Herr v. Wetzstein, daß Ihre guten und wohlmeinenden Rathschläge zu spät kommen; wie ich meinen Regiments-Commandeur kenne, ist er nur auf ganz außergewöhnliche Weise dazu zu bewegen, mich anders zu behandeln, wie er es seither that. Ich wählte den Weg der schriftlichen Mittheilung und des sanften Zwanges und ich rechne auf den Umstand, daß Oberst v. Hartenstein als junger Regiments-Commandeur jeden Skandal im Offizier-Corps zu vermeiden suchen wird und als Ehrenmann meine Beschwerde nach eingehender Prüfung gerechtfertigt finden wird. Daß ich mir selbst in so ungewöhnlicher Weise Recht zu verschaffen suchte, ist allerdings strafbar und ich bin bereit, die Folgen meines Schrittes auf mich zu nehmen. Auf der anderen Seite aber wird der Oberst anerkennen müssen, daß ich ein stark ausgeprägtes Ehrgefühl besitze und unter diesen Umständen wird er wohl Gnade für Recht ergehen lassen".

Herr v. Wetzstein schüttelte bedenklich sein graues Haupt.

Da er aber von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen überzeugt war, den starrköpfigen Freund zur sofortigen Abreise nach C. zu bewegen, so unterließ er jeden weiteren Ueberredungsversuch und begab sich, schwer bekümmert um das Loos des jungen leichtsinnigen Herrn, zur Ruhe. Am folgenden Morgen erschienen die beiden

Freunde in sehr gedrückter Stimmung beim Frühstück; die Unterhaltung war eine sehr wortkarge und nachdem der Bürgermeister das Amtsblatt gelesen hatte, überließ er den Gast seinen Gedanken und begab sich in seine Amtsstube, wo er zunächst einen langen Brief an den Oberst v. Hartenstein schrieb, in welchem er diesen beschwor, den Lieutenant v. Lenzen nicht dem wohlverdienten Strafgericht zu überliefern. Der Briefschreiber wußte wohl, daß seine Bemühungen, den leichtsinnigen Freund zu retten, kaum einen Erfolg haben würden, jedoch wollte er keinen Versuch unterlassen, die Gefahr von dem Haupte Lenzen's abzulenken.

Der Letztere verbrachte den Morgen mit Briefschreiben und sah ungeduldig der Ankunft des Postboten entgegen, welcher ihm die Antwort seines Regiments-Commandeurs überbringen sollte. Der Tag verging aber, ohne daß irgend eine Nachricht aus der Garnisonstadt anlangte, und am Abend zogen sich die beiden Herren, welche sich den ganzen Tag über ängstlich gemieden hatten, zeitig in ihre Zimmer zurück.

* * *

Oberst v. Hartenstein nahm gerade die Meldung seines Adjutanten entgegen, als ihm der Brief des Lieutenants v. Lenzen durch eine Ordonanz überbracht wurde. Er öffnete das Schreiben und überflog den Inhalt mit gleichgiltigem Blicke, plötzlich verfinsterte sich aber sein Gesicht, seine Hand, welche den Brief hielt, begann zu zittern, und mit einem Ausruf des Unwillens reichte er das Schreiben dem Adjutanten, der es las und dann starr vor Erstaunen seinem Vorgesetzten in das Antlitz blickte.

„Das ist ein Skandal, eine Schmach“, brach Oberst v. Hartenstein endlich das Schweigen, indem er von Neuem einen Blick auf den Brief warf und ihn in heftiger Aufregung zerknitterte. So etwas ist mir, bei meiner Ehre, noch nicht in meiner langjährigen Dienstzeit vorgekommen! Was sagen Sie dazu, lieber Eckstädt“?

„Unerhört, Herr Oberst, erwiderte der Gefragte, indem er verwundert seinen blonden Kopf schüttelte. Ich hätte das von Lenzen nie erwartet“.

„Da bin ich doch anderer Ansicht“, bemerkte der Oberst entrüstet; „den Lenzen hielt ich stets zu Allem fähig und um ihn vor schlechten Streichen zu bewahren, schickte ich ihn auf Fort E— und sah ihm scharf auf die Finger. Schade um ihn, er ist sonst ein tüchtiger Mensch und hätte zweifellos Carriere gemacht“.

Nach einigem Besinnen befahl der Oberst seinem Adjutanten, den Premier-Lieutenant Gutenberg für den nächsten Tag zur Offiziers-Parole zu bestellen und den Inhalt des Briefes des Lieutenant v. Lenzen vorläufig vor den Offizieren geheim zu halten. „Es ist besser“, meinte der Oberst, „diese Skandalgeschichte wird vorläufig noch vertuscht; Lenzen besinnt sich vielleicht noch eines Bessern und trifft hier ein, ehe ich genöthigt bin, gegen ihn kriegsgerichtlich einzuschreiten. Muß ich aber diesen Schritt thun, so erfährt die Garnison noch früh genug, welche Schmach dieser trotzige junge Mann dem Offizier-Corps des Regiments zugefügt hat“.

Als Premier-Lieutenant Gutenberg sich am folgenden Mittag bei dem Oberst meldete, war Lieutenant v. Lenzen noch nicht eingetroffen und da nunmehr die Frist verstrichen war, welche dem Oberst eine disciplinarische Bestrafung des jungen Offiziers gestattet hätte, so erhielt der Premier-Lieutenant den Befehl, sich unverzüglich nach jenem Städtchen an der holländischen Grenze zu begeben und den Lieutenant v. Lenzen zu verhaften und nach der Garnisonsstadt zurückzubringen.

„Versuchen Sie“, hatte der Oberst gesagt, „den Lieutenant v. Lenzen zu überreden, Ihnen gutwillig hierher zu folgen; sollte er sich aber weigern, mit Ihnen zu gehen, so gebrauchen Sie Gewalt“.

Premier-Lieutenant Gutenberg, einer der schneidigsten Offiziere des Regiments, trat seine Reise sofort an und langte bereits am selbigen Abend in dem Grenzstädtchen an, wo Herr v. Wetzstein als Bürgermeister regierte.

Das Haus des Letzteren hatte er bald gefunden und als er die erste beste Stubenthüre öffnete, stieß er auf den Bürgermeister und den Lieutenant v. Lenzen, welche gerade ihre Abendmahlzeit einnahmen. Premier-Lieutenant Gutenberg schritt auf die beiden Herren zu und begrüßte dieselben in herzlicher Weise; dann trat er

dicht an v. Lenzen heran und theilte ihm den Grund seiner Anwesenheit mit, ihn gleichzeitig auffordernd, sich reisefertig zu machen und mit ihm noch am Abend nach der Garnison zurückzukehren.

„Daraus wird wohl nichts werden, Herr Premier", erwiderte v. Lenzen gleichmüthig; „Sie müßten denn die Einwilligung des Obersten mitgebracht haben, daß ich an Stelle einer Kasematte eine Stadtwohnung beziehen kann".

„Wenn Sie mir nicht gutwillig folgen, so muß ich Sie im Namen Sr. Majestät des Königs für meinen Gefangenen erklären", bemerkte hierauf in bestimmtem Tone der Premier-Lieutenant, indem er gleichzeitig die Rechte auf die Schulter v. Lenzen's legte. „Und Sie, Herr Bürgermeister, fordere ich auf, mir Beistand zu leisten, falls sich der Gefangene der Verhaftung widersetzen sollte".

Bei diesem entschiedenen Auftreten seines älteren Kameraden hielt es v. Lenzen für das Beste, jeden Widerstand aufzugeben und sich in das Unvermeidliche zu fügen. Er gab aus freien Stücken dem Premier-Lieutenant Gutenberg sein Ehrenwort, ihm nach der Garnison folgen zu wollen und da nun diese leidige Angelegenheit erledigt war, so nahm der unerwartete Gast die Einladung des Herrn v. Wetzstein zum Nachtessen an, während Lieutenant v. Lenzen seinen Koffer packte und seine Civilkleidung mit der Uniform vertauschte.

Von den besten Wünschen des tief bekümmerten Bürgermeisters begleitet, reisten die beiden Offiziere mit dem Nachtzuge ab und trafen am anderen Morgen früh in der Garnison C. ein, wo sich der Premier-Lieutenant Gutenberg sofort mit seinem Begleiter zum Oberst v. Hartenstein begab.

Stirnrunzelnd trat der Oberst auf den unbotmäßigen Offizier zu, der in strammer Haltung vor ihm stand und kaum wagte, in die zornfunkelnden Augen seines Vorgesetzten zu blicken.

„Herr Lieutenant v. Lenzen, Sie haben sich eines Vergehens schuldig gemacht", begann der Oberst, nachdem sich Premier-Lieutenaut Gutenberg auf seinen Wink entfernt hatte, „welches das Gesetz mit Festungsstrafe bedroht. Durch Ihre unerhörte Handlungsweise haben Sie sich ferner unwürdig gemacht, einem Offizier-Corps

Sr. Majestät anzugehören und ich werde mich daher veranlaßt sehen, Sie außer dem Kriegsgericht auch noch dem Ehrengericht zu überweisen. Wenn, was kaum zu erwarten steht, das Offizier-Corps Sie nicht zwingt, den Abschied zu nehmen, so werde ich dafür Sorge tragen, daß Ihr Eigensinn gebrochen wird. Darauf nehmen Sie mein Wort. Vorläufig treten Sie bis auf Weiteres Hausarrest an".

Durch eine gebieterische Neigung des Kopfes entließ der Oberst den jungen Offizier, der erst jetzt einsah, welchen verhängnißvollen Irrthum er begangen hatte, als er es gewagt, dem unbeugsamen Willen seines Regiments-Commandeurs zu trotzen. Er bereute im Herzen seine wahnsinnige Verblendung und gelobte sich, sein Bestes zu thun, um das Geschehene wieder gut zu machen, wenn er überhaupt noch der Ehre würdig erachtet werden sollte, im Dienste zu verbleiben.

Der Oberst v. Hartenstein ließ den Lieutenant v. Lenzen durch das Kriegsgericht aburtheilen, welches auf eine dreimonatliche Festungshaft erkannte; das Ehrengericht begnügte sich damit, dem Angeklagten einen strengen Verweis zu ertheilen und überließ es dem Regiments-Commandeur, über ihn eine Haftstrafe zu verhängen. Wider Erwarten begnügte sich Oberst v. Hartenstein aber damit, dem Lieutenant v. Lenzen einen strengen Verweis in Gegenwart des Offizier-Corps zu ertheilen, dagegen veranlaßte er seine Versetzung zu einem anderen, an der russischen Grenze in einem elenden Neste stehenden Regiment.

Als v. Lenzen sich bei dem Oberst v. Hartenstein später nach der Verbüßung seiner Strafe abmeldete, richtete der Letztere strenge ermahnende Worte an ihn, welche ihren Eindruck auf das Gemüth des jungen Offiziers nicht verfehlten.

„Sie kommen jetzt zu einem Regiment", sagte der Oberst unter Anderem, „wo Ihnen wenig Gelegenheit zu leichtsinnigen Streichen gegeben werden wird und Ihr Regiments-Commandeur, der mir persönlich bekannt ist, wird dafür Sorge tragen, daß Sie auf dem geraden Wege bleiben. Der Herr Oberst v. Zorneck läßt nicht mit sich spaßen und wird noch weniger nachsichtig sein, als ich es war.

Leben Sie wohl, Lieutenant v. Lenzen und beherzigen Sie meine Worte; sie sind gut gemeint".

Dem jungen Offizier war es mit seiner Besserung wirklich Ernst und nach Verlauf eines Jahres schon konnte der Oberst v. Zorneck seinem Kameraden v. Hartenstein, der sich noch immer für den talentvollen Offizier interessirte, die erfreuliche Mittheilung machen, daß Lenzen nicht allein das Muster eines Offiziers geworden, sondern daß er auch seine sämmtlichen Schulden bezahlt habe. Durch Herrn v. Hartenstein erfuhr auch der Vater Alma's im Laufe der Zeit die Umwandlung des jungen Offiziers und Herr v. Wetzstein gab seiner Tochter, welche trotz der schlimmen Vorfälle stets mit Lenzen im Briefwechsel gestanden hatte, eines Tages zu verstehen, daß er nichts dagegen einzuwenden habe, wenn der leichtsinnige Patron einmal wieder mit Onkel Wetzstein, der noch immer Bürgermeister an der holländischen Grenze war und seine Reformbestrebungen noch nicht aufgegeben hatte, auf Schönhof zu Besuch erschiene.



Eines schönen Tages traf denn auch Lenzen und bald danach Onkel Wetzstein auf Schönhof ein und wurden von Vater und Tochter auf's Herzlichste begrüßt.

Während die beiden Alten einen Rundgang über die Felder und durch die Ställe machten, saß v. Lenzen bei Alma in einer Geisblattlaube und erzählte ihr von dem langweiligen Dienst an der russischen Grenze, von seinen traurigen Erlebnissen in den letzten zwei Jahren und von vielen anderen Dingen, welche für Beide von

besonderem Interesse waren. Als die Gebrüder v. Wetzstein später von ihrem Spaziergang zurückkehrten, trafen sie das Paar in inniger Umarmung und die glückstrahlenden Gesichter Beider zeigten, daß ihre Herzen sich gefunden hatten.

Der Vater Alma's, der von dieser schnellen Verlobung etwas überrascht war, ließ seine Blicke mit Wohlgefallen auf dem Paare ruhen und gab ihm seinen Segen, und als wenige Wochen später die Nachricht von der Beförderung Lenzen's zum Premier-Lieutenant und seiner Abkommandirung zur Kriegsakademie eintraf, war das Maß der Freude voll und Onkel Wetzstein, der gerade wieder einmal die päpstliche Pension bezogen hatte und deßhalb in sehr heiterer Stimmung war, erklärte, das sei der glücklichste Tag seines Lebens.

Wenige Monate später fand die Vermählung des Paares statt, zu welcher außer anderen Gästen auch der Oberst v. Hartenstein erschienen war. Als der Letztere auf dem Gutshof aus dem Wagen stieg, mit welchem ihn der Rittmeister v. Wetzstein auf dem Bahnhof abgeholt hatte, eilte Onkel Wetzstein, der zur Feier des Tages seine deutschen und fremdländischen Orden angelegt hatte, auf den Oberst zu und rief, auf das ihm auf dem Fuße folgende Brautpaar deutend:

„Hier, Herr Oberst, bringe ich Ihnen unseren Deserteur; er hat sich jetzt die Hörner abgelaufen und wird keine dummen Streiche mehr machen, dafür bürge ich Ihnen“.

Oberst v. Hartenstein begrüßte das Paar in der herzlichsten Weise und war sichtlich gerührt, als Lieutenant v. Lenzen ihm in bewegten Worten seinen Dank dafür aussprach, daß er ihn einst so streng behandelt und es ihm dadurch ermöglicht hatte, wieder auf die rechte Bahn zu kommen.

Von den besten Segenswünschen begleitet, reiste das junge Paar bald nach der Trauung nach der Reichshauptstadt, wo v. Lenzen in seinem neuen Wirkungskreise volle Befriedigung fand. Wenige Monate später wurden die jungen Leute durch den Besuch des Onkel Wetzstein angenehm überrascht, welcher von der Erfolglosigkeit seiner Reformbestrebungen überzeugt, sein Bürgermeisteramt niedergelegt hatte und seinen Entschluß kund gab, sich in Berlin dauernd nieder-

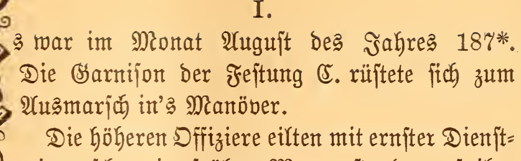
zulassen. Ein Anerbieten in den Dienst der deutschen Colonial-Gesellschaft einzutreten, hatte Herr v. Wetzstein mit Entrüstung zurückgewiesen, da er aus eigener Erfahrung die Werthlosigkeit der sogenannten deutschen Colonieen kannte und es vorzog, seine drei Pensionen in der Kaiserstadt an der Spree zu verzehren, statt seine Gesundheit oder gar sein Leben bei den Schwarzen in Kamerun oder Klein Popo zu Markte zu tragen.



Die Verlobung im Manöver.



I.



Es war im Monat August des Jahres 187*. Die Garnison der Festung C. rüstete sich zum Ausmarsch in's Manöver.

Die höheren Offiziere eilten mit ernster Dienstmiene schon in früher Morgenstunde auf ihre Bureaux; die Adjutanten, ihr zweites Ich und der getreue Spiegel ihrer gestrengen Vorgesetzten, waren schon früher am Platze, um die stets zum Nichtsthun aufgelegten Schreiber zur Arbeit anzufeuern.

Am meisten geplagt sind in dieser Zeit die armen Lieutenants, die im Allgemeinen keine Freunde zu großer Anstrengung sind; denn vom Morgen bis zum Abend Appell abhalten, ist kein besonderes Vergnügen und darauf sind die Compagnie-, Escadron- und Batterie-Chefs jetzt gerade wie versessen. — Letztere erscheinen, fieberhaft erregt, in ganz alte Uniformen gekleidet, gerade als ob sie damit ihren Diensteifer beweisen wollten, auf den Kasernenhöfen; alle Welt schreit nach dem „Capitain d'Armes", der mit dicken Schweißtropfen auf der Stirn in der Kammer herumwirthschaftet und unter gotteslästerlichen Flüchen die Montirungsstücke für das Manöver an die Corporalschaften ausgibt.

Die Feldwebel und Wachtmeister fluchen, daß es eine wahre Freude ist, die geplagten Ordonanzen laufen mit der Mappe unter dem linken Arme — damit sie die rechte Hand zum Gruße frei haben — oder mit umgehängter Tasche, von der Stadt in die Forts und von den Forts in die Stadt zurück, daß ihnen der Schweiß aus allen Knopflöchern herausbricht. — Es ist ein Bild ameisenartiger Geschäftigkeit, voll musterhafter Genauigkeit und Ordnung.

Den in sanften Schlangenwindungen nach einem der Forts hinaufführenden Weg sieht man schon in früher Morgenstunde voll Wanderer. Es sind keine Spaziergänger, die da geschäftig einhergehen, sondern militärische Trupps, die das eiserne „Muß“ so früh auf die Beine brachte, sonst lägen sie wohl Alle noch in Morpheus Armen.

Wir bemerken da auch drei Offiziere des in C. liegenden Füsilier-Regiments; auch sie trieb die Pflicht schon so zeitig aus den Federn, oder vielmehr der Compagniechef, der sich bei nachtschlafender Zeit eine ganze Reihe Appells zusammengedacht hatte, womit er heute seine Lieutenants auf dem Laufenden halten will. — Der Aeltere der erwähnten Offiziere, der lange, auffallend magere Mann, der dem edlen Don Quixote aus dem Gesichte geschnitten zu sein scheint, ist der Hauptmann v. Wassermann. Auf seiner linken Seite geht der Premier-Lieutenant v. Durstewitz, rechts von ihm sehen wir den Second-Lieutenant Feldberg; die beiden letzteren Offiziere sind ihrem würdigen Vorgesetzten in jeder Hinsicht unähnlich.

Während der Hauptmann v. Wassermann von Dürre „strotzt“, zeigt uns der Premier-Lieutenant v. Durstewitz eine Körperfülle, um die ihn gar Mancher beneiden könnte. Sein Antlitz zeigt ein tiefes Roth, wie man es bei Weintrinkern gewohnt ist und die gutmüthig dreinschauenden Augen blicken anheimelnd unter dem Helmschirm hervor in den klaren Augustmorgen hinaus.

Lieutenant Feldberg bildet den vermittelnden Uebergang zwischen den beiden Herren. Weder zu dick noch zu mager, kann man seine Figur eine — militärisch gesprochen — schneidige nennen. Ein dunkelbrauner, wohlgepflegter Schnurrbart ziert seine Oberlippe, dunkles, kurzgeschnittenes Haar läßt das leicht geröthete Antlitz von männlicher Schönheit zur Geltung kommen; setzen wir noch hinzu, daß Feldberg ein flotter Tänzer ist und der Liebling der Damen, so kann man sich ein ungefähres Bild von ihm machen.

Das geschilderte Kleeblatt schien in eifrigem Gespräche begriffen, oder vielmehr lauschten die beiden jüngeren Herrn mit Andacht den Worten des Compagnie Chefs.

„Wie ich schon bemerkte, meine Herren“, krähte v. Wassermann

gerade, „der Trunk ist nach meiner Ansicht das schlimmste Laster. Ein Trinker geht früh oder spät vor die Hunde; Sie sehen dies jeden Tag. Der Krug geht so lange zum Brunnen bis er bricht“; — dabei warf er seinem Nachbar zur Linken einen bezeichnenden Blick zu. —

v. Durstewitz sah beschämt zu Boden und wäre erröthet, wenn dies bei seiner Gesichtsfarbe möglich gewesen wäre. Feldberg machte dagegen ein recht unschuldiges Gesicht.

„Ein anderes, in seinen Folgen häufig noch größeres Uebel“, fuhr der Hauptmann fort, „ist das Schuldenmachen; junge Offiziere, mit vortrefflichen Anlagen, Lieblinge der Gesellschaft und besonders des schönen Geschlechtes — hier streifte er mit einem Seitenblicke den rechten Nachbar — sind die Opfer dieser unseligen Gewohnheit.

Diesmal schaute v. Durstewitz seinem Hauptmann im Bewußtsein seiner Unschuld dreist in’s Auge; Feldberg indessen sah etwas beschämt zur Seite und erröthete leicht.

„Im letzteren Punkte bin ich vollständig der Ansicht des Herrn Hauptmann“, erwiderte der dicke Premier mit scheinheiliger Miene, „was aber die geistigen Getränke betrifft, so meine ich, es könne uns in unserem schweren Berufe ab und zu ein guter Tropfen nicht schaden“. —

„Das mag ja sein“, bemerkte der Hauptmann kopfnickend, „aber das richtige Maß einzuhalten ist für manche Herren sehr schwer“.

Feldberg hielt es für rathsam, zu schweigen und um dem Gespräche eine andere Richtung zu geben, rief er beim Anblick eines plötzlich neben ihm mit eingeklemmtem Schwanze auftauchenden häßlichen Köters: „Ei, da ist ja auch Schnaps, unser alter Freund, der Ihnen wieder nachgelaufen zu sein scheint, lieber v. Durstewitz“!

Es war wirklich Schnaps, der stete Begleiter des Herrn v. Durstewitz, der schlimmste Feind Wassermann’s und seines alten Schimmels — ein Rattenpintscher von wahrhaft auffallender Häßlichkeit.

„I, da ist ja die niederträchtige Canaille auch schon wieder“, rief der Hauptmann, einen nichts weniger als freundlichen Blick auf

Schnaps werfend; „jagen Sie den Himmelhund doch weg, lieber v. Durstewitz, Sie wissen ja, daß ich Hunde im Compagniebezirk nicht dulde".

Der Premier-Lieutenant that wie ihm geheißen worden und während sich Schnaps, nur hie und da verstohlen zurückblickend, davon trollte, setzten die Offiziere ihren Weg fort und langten bald auf dem Kasernenhof an, wo der alte Feldwebel Biermann gerade mit der Eintheilung der Compagnie fertig geworden war.

„Stillgestanden, Richt' Euch", brüllte der Feldwebel, als er seines Hauptmanns ansichtig wurde und schritt ihm dann so schnell entgegen, als es sein wohlgenährter Leib erlaubte, um die vorschriftsmäßige Meldung zu erstatten.

„Rührt Euch"! commandirte der Hauptmann mit seiner hohen Discantstimme, indem er die Hand an den Helm legte und mit seinen langen Beinen die Front abschritt, mißtrauische Blicke auf einzelne Leute werfend, die ihm als Lüdriane, wie Herr v. Wassermann sich auszudrücken pflegte, bekannt waren.

„Bitte, Herr v. Durstewitz", wandte er sich dann mit ernstem Dienstgesicht an diesen, „sehen Sie den Sitz der Brodbeutel und Feldflaschen nach, und melden Sie mir die Kerls, die wieder Schnaps in den Flaschen nachführen".

„Zu Befehl, Herr Hauptmann"!

„Herr Lieutenant Feldberg, halten Sie eine strenge Musterung ab, ob die Mäntel richtig gerollt, die Tornister gut verpackt sind und vorschriftsmäßig sitzen".

„Zu Befehl, Herr Hauptmann"!

Der Hauptmann beschäftigte sich ebenfalls und zwar mit den alten, krumm und schiefgetretenen und tausendmal geflickten Komißstiefeln; diese waren sein Steckenpferd, auf dem er bei jeder Gelegenheit zu reiten pflegte.

Begleitet von seinem getreuen Feldwebel Biermann, der eine dicke Brieftasche zwischen dem dritten und vierten Knopf seines Uniformrockes eingeknöpft trug, schritt Wassermann die Reihen entlang; wehe dem Armen, den er als Freund von geistigen Getränken

kannte, und der in die Nothwendigkeit versetzt war, ein paar neue Stiefel zu verlangen!

„Was will der Mann“? erklang jetzt die Stimme des Hauptmanns, indem er vor einem Manne stehen blieb, der ihm ein paar zerrissene Stiefel vor die Nase hielt.

„Herr Hauptmann“, meldete der Sergeant Krömelbein, „der Füsilier Lehmann behauptet, er könne seine Stiefel im Manöver nicht tragen; sie wären durch das fortwährende Ausbessern nicht mehr passablement“.

„J, was Sie sagen, der alte Schnapsbruder glaubt wohl, die Compagnie wäre verpflichtet, ihm Lackstiefel mit hohen Absätzen zu liefern? Her mit den Stiefeln!“ — „Was, diese eleganten Stiefel, mit denen man sich nicht zu schämen brauchte, auf einem Ball zu erscheinen, will der Kerl nicht tragen? Scheeren Sie sich in's Glied, damit ich Ihr infames Zifferblatt nicht noch länger sehen muß, ich könnte mich sonst veranlaßt fühlen, Ihnen drei Tage Arrest zu geben, wegen Unverschämtheit“!

Mit trauriger Miene zog sich der Füsilier Lehmann mit seiner jämmerlichen Fußbekleidung schleunigst in sein Glied zurück, während der Hauptmann seine Musterung fortsetzte und nur einige wenige Leute der Gnade würdig erachtete, sich in der Kammer mit neuen Stiefeln für das Manöver zu versehen.

Endlich nach mehrstündigem, recht langweiligem Besichtigen, zog Hauptmann v. Wassermann seine Uhr aus der Hosentasche, wo er sie stets verwahrte und wandte sich an seine Lieutenants.

„Meine Herren, es ist erst 9 Uhr, ich will jetzt noch eine Anrede an die Leute halten und dann wollen wir es für heute Vormittag gut sein lassen“.

„Zum Kreise links und rechts schwenkt, Marsch“, commandirte Wassermann mit seiner hellen, überschlagenden Stimme. — „Halt“!

„Wir rücken morgen in's Manöver, Füsiliere, und da wollte ich Euch noch vorher auf Verschiedenes aufmerksam machen. Zunächst laßt es Euch gesagt sein, daß ich Jeden sofort in's Loch stecke, den ich im Manöver in trunkenem Zustande ertappe; ferner dulde ich nicht, daß Ihr Eure Feldflaschen mit Schnaps füllt; Kaffee oder Wasser

sind die besten Getränke auf dem Marsche. — Das lassen sich besonders die infamen Kerle gesagt sein, die schon wegen Trunkenheit bestraft sind. — Lehmann", schrie der Hauptmann v. Wassermann, in seiner schönsten Discantstimme, „sehen Sie mich nicht so frech an, sonst fahre ich mit Ihnen gleich ab — Sie neue Stiefel verlangendes Individuum"!

Hu—Hu—Hu, ließ sich auf einmal ein klagendes, Mark und Bein durchdringendes Geheul innerhalb des Kreises vernehmen, das von Schnaps herrührte, welcher sich heimlich wieder herangeschlichen und neben seinem Herrn Posto gefaßt hatte.

„Schnaps, niederträchtige Caraille", rief Hauptmann v. Wassermann wüthend, „schere Dich weg; — Herr Lieutenant v. Durstewitz, ich möchte Sie doch zum zehntausendsten Male gebeten haben, Ihren infamen Köter nicht mit zum Dienste zu bringen — diesen miserabelsten aller Lumpenhunde"!

Es war wieder einmal einer der beliebten Streiche, die Schnaps seinem Feinde Wassermann zu spielen pflegte. So oft Letzterer zu schimpfen begann, oder nur außergewöhnlich laut sprach, fühlte sich Schnaps beleidigt und stieß dann Töne aus, wie es die Hunde beim Anhören einer Orgel oder eines Posthorns zu thun pflegen. Daß sich Schnaps mit diesen Ungezogenheiten keine Verdienste bei dem ihm ohnedies sehr abholden Compagnie-Chef erwarb, liegt auf der Hand; und daß er seinen Herrn, den dicken Herrn v. Durstewitz, der es doch so wohl mit ihm meinte, dadurch auch in Ungelegenheiten brachte, schien Schnaps erst recht gleichgiltig zu sein; für heute machte er aber keinen weiteren Unfug, vielmehr ging er auf dem Heimwege ganz gesetzt hinter den drei Offizieren her und machte ein Gesicht, als wenn nichts passirt wäre.

II.

Des Tages Last und Hitze war getragen. Wassermann hatte mit Feldberg am Nachmittag noch einen Appell abgehalten, die Kammer revidirt und die beiden Offiziere waren dann endlich bei Sonnenuntergang in die Stadt zurückgekehrt. — Wassermann in Gedanken an die Kammer mit den vielen Kommis-Stiefeln, Brodbeuteln und Feldflaschen, die er mit geistigen Getränken zu füllen

nicht erlaubte — Feldberg froh, daß der Tag herum war und an die kommenden Manövertage denkend.

Durstewitz hatte sich unter dem Vorgeben, er müsse eine Tante am Bahnhof abholen, am Nachmittag dienstfrei gemacht. In Begleitung seines Freundes Schnaps trat er aber schon am frühen Nachmittag eine Wein- und Bier-Reise an, wie er dies seit Jahren am Tage vor dem Ausrücken in's Manöver gewohnt war. Er konnte doch die Stadt nicht verlassen, ohne seinen Zechgenossen und den verschiedenen Wirthen Lebewohl zu sagen; — am Abend hatte er hiezu keine Zeit, den mußte er im Casino verbringen, und dann war ja auch noch der Koffer zu packen und vieles Andere zu besorgen. Auf seiner Wanderung kam Durstewitz auch an der Wohnung seines Freundes Feldberg vorbei. Letzterer hauste in einem kleinen Hotel, wenigstens war es dies früher gewesen, ehe mindestens ein Dutzend Offiziere von den Fremdenzimmern Besitz ergriffen hatten. Der Besitzer des Gasthauses zum „König von Preußen", gewöhnlich kurzweg „Majestät" genannt, war ein alter gemüthlicher Herr, der sich in der Gesellschaft der jungen Offiziere mehr zu Hause fühlte, als in derjenigen seiner Gäste vom Bürgerstande — und so kam es denn auch, daß nach und nach die „Civilisten" ausblieben und das Haus schließlich nur von Offizieren und deren Burschen bewohnt wurde. Daß dieser Wechsel für „Majestät" von Vortheil gewesen wäre, kann man leider nicht behaupten; vielmehr ging die Wirthschaft den Krebsgang und es ließ sich mit Sicherheit voraussehen, daß der alte gute Vater Müller noch in seinen alten Tagen mit Sorgen zu kämpfen haben würde.

„He, Majestät, ist Feldberg zu Hause"? rief Durstewitz den Vater Müller an, der mit einer Flasche und zwei Gläsern die Treppe hinaufstieg.

„Bin gerade im Begriffe, ihm diese Flasche auf's Zimmer zu bringen; der Herr Lieutenant hat Besuch von seinem Bankier, dem alten Seckel".

Durstewitz ging mit hinauf und betrat bald das im zweiten Stockwerk gelegene Zimmer seines Freundes, gefolgt von Majestät und Schnaps, dem Leibhund.

„Schockschwerenoth, wohnst Du hoch", rief Durstewitz, da geht Einem ja der Athem aus, ehe man Deine Bude erreicht. Guten Abend auch, alter Seckel", begrüßte er den sich verneigenden Geschäftsmann, indem er sich auf das alte Sopha warf, das in allen Fugen krachte.

„Majestät, Sie müssen noch eine Flasche holen, die da reicht ja nicht für uns Alle"!

Feldberg wurde etwas verlegen, als er bemerkte, daß Durstewitz es sich bei ihm bequem machte; der alte Seckel schien auch nicht recht zu wissen, was er sagen solle und meinte dann schließlich, um doch etwas von sich zu geben: es wäre schönes Wetter und recht warm".

„Jawohl, lieber Seckel, Sie haben es errathen; es ist sehr warm und Euch Beide scheint es auch nicht zu frieren".

„Meine Herren", fuhr der dicke Premier-Lieutenant dann fort, „ich habe Sie, wie es scheint, gestört; das hat aber Nichts zu sagen, geniren Sie sich durchaus nicht — ich bin verschwiegen wie das Grab".

Feldberg wollte erst nicht mit der Sprache heraus; als er aber merkte, daß der alte Seckel ihn ermunternd anblickte und Durstewitz keine Anstalten machte, fortzugehen, begann er zu beichten.

„Ich kann leider einen Wechsel von 5000 Mark heute nicht einlösen, erzählte Feldberg und Seckel will ihn nicht verlängern.

„Wie heißt, will nicht? Kann nicht, bester Herr Lieutenant; soll mich Gott strafen, ich bin ein geschlagener Mann, ein armer Mann, wenn ich mein Geld nicht bekomme".

„Hören Sie, Seckel, kennen Sie zufällig meine Verhältnisse"? frug Durstewitz.

„Wie sollte ich nicht, guter Herr Baron? Haben Sie doch geerbt vor zwei Jährchen oder so das schöne, schuldenfreie Weingut im Rheingau von Ihrem Onkel selig. Sind Sie doch auch eines reichen Vaters einzig Kind und was für ein Kind, Gott der Gerechte, 80,000 Thaler werth und keinen Heller weniger"!

„Sie sind gut unterrichtet, lieber Seckel; ich mache Ihnen nun einen Vorschlag; ich verbürge mich für meinen Freund, und Sie verlängern den Wechsel auf drei Monate — Nun aber kein Wort weiter, sonst werde ich grob. Hätte ich das Geld, ich gäbe es Ihnen

für Feldberg; bis zum Anfang nächsten Jahres kann ich aber nur über kleine Summen verfügen und diese gebrauche ich nothwendig zu meinem bescheidenen Lebensunterhalte", schloß Dnrstewitz seine lange Rede, indem er sein Glas auf einen Zug leerte.

Nach einigem Sträuben holte Seckel eine schmierige Brieftasche hervor und entfaltete den Wechsel Feldbergs, den Durstewitz, nachdem er verlängert war, mit seiner Unterschrift versah.

Seckel empfahl sich nunmehr und die beiden Freunde waren nun allein.

„Durstewitz, edler Mensch, wie soll ich Dir für Deine Güte danken? Du hast mich aus einer furchtbaren Verlegenheit herausgerissen: Seckel wollte mich beim Oberst verklagen und dann wäre ich die längste Zeit Offizier gewesen".

„Zunächst einige Fragen", sagte Durstewitz. „Hast Du noch mehr Schulden"?

„Leider, ja", erwiderte Feldberg kleinlaut. Zunächst schulde ich „Majestät" über 1000 Mark, dann kommen noch verschiedene Schneider, Schuster, Handschuhmacher und andere Professionisten, denen ich zusammen auch ungefähr 1000 Mark schulde".

„Macht also 7000 Mark im Ganzen! Stimmt dies"? fragte Durstewitz.

„Ja, so viel wird es sein".

„Gut. Stelle ein genaues Verzeichniß Deiner Schulden auf und zwar sofort; die 2000 Mark müssen noch heute bezahlt werden; dann höre meinen Plan".

„Du erzähltest mir vor einigen Monaten, Du habest eine reizende junge Dame kennen gelernt, die Du liebest, anbetest und so weiter. — Besagter jungen Dame wärest Du auch nicht gleichgiltig, indessen stellten sich Dir zwei große Hindernisse in den Weg, die Dich abhielten, dem Vater der jungen Dame Deine Liebe zur Tochter zu offenbaren. Der eine Grund wären Deine Schulden, der Zweite der Umstand, daß der alte Herr nie darein willigen würde, daß seine Tochter einen Offizier und noch dazu einen armen Lieutenant heirathe. Den ersten Stein werde ich Dir aus dem Wege räumen; ich bezahle

Deine Schulden, und Du kannst mir das Geld zurückzahlen, sobald Du in der Lage dazu bist".

„Was den zweiten Einwand betrifft, so ist mein Plan folgender: Wir kommen während des Manövers in die Nähe des Gutes Deiner Angebeteten; wir müssen sehen, dort einquartirt zu werden, jedenfalls aber verhindern, daß unser wässeriger, klapperiger und höchst langweiliger Wassermann auch dort vor Anker geht; denn dieser Mensch könnte uns mit seinen unverdaulichen Predigten über das Trinken und Schuldenmachen die ganze Geschichte verderben".

„Fragt Dich der alte Herr dann a) haben Sie Schulden? So sagst Du feierlich und mit lauter Stimme: Nein, Herr Müller, oder Meyer oder wie er sonst heißt —, sie sind alle bezahlt! Verstehst Du mich? Sie sind alle bezahlt"!

„Das ist keine Lüge, und den Alten wird es dann später nicht wundern, wenn er Erkundigungen über Dich einzieht und hört, daß Du früher im Schuldenmachen Erfahrung besaßest, — Du kannst ja Etwas von einem alten Onkel oder Tante in den Bart murmeln, die Du beerbt habest".

„Auf die Frage b) Womit wollen Sie meine Tochter ernähren? antwortest Du, Du seiest gesonnen, Deinen Abschied zu nehmen und Dich im Civil-Dienst einzuarbeiten. Es fiele Dir dies bei Deinen Aussichten und Deiner Liebe zum Soldatenstande allerdings ziemlich schwer, aber in Hinsicht auf die Zukunft wollest Du gern dieses Opfer bringen".

„Der Alte ist, wie Du mir sagtest, Gutsbesitzer und zwar Weingutsbesitzer, wie ich. Da er nur eine Tochter besitzt, wird es ihm lieber sein, wenn Du Landwirth wirst. Das gibst Du ihm zu verstehen und sagst, ein Freund habe Dir die Verwaltung seines Gutes angeboten, sobald Du genügend für diesen Beruf vorgebildet wärest. Wenn Du das Mädchen dann nicht heimführest, ist es Deine eigene Schuld".

Feldberg kämpfte einen harten Kampf: er hatte das flotte Leben liebgewonnen und es ist leicht erklärlich, daß er nicht gern aus einem Berufe schied, der so viele Annehmlichkeiten mit sich führte.

Früh verwaist, hatte sein Vater, ein Regierungsbeamter, ihm nur ein kleines Vermögen, das gerade für seine Ausbildung und über die ersten Offiziersjahre hinweg reichte, zurückgelassen. Gut beanlagt und von edelmüthigem Charakter wäre der junge Offizier mit der Zeit wohl vorwärts gekommen, wenn er es verstanden hätte, mit seinen bescheidenen Mitteln Haus zu halten; nach dem Kriege, aus dem er mehrfach decorirt zurückkehrte, wurde er indessen in den Strudel gerissen, aus dem er sich nicht ohne fremde Hilfe herausreißen konnte.

Feldberg hatte endlich einen Entschluß gefaßt.

„Durstewitz, hier ist meine Hand; ich verspreche Dir, ein solider Mensch zu werden; wenn Marien's Vater mich zum Schwiegersohn annimmt, sollst Du sehen, daß Du keinem Undankbaren Deine hilfreiche Hand gereicht hast".

„Schon gut", nahm Durstewitz hier das Wort, „ich sehe schon, man muß bei Euch jungen Leuten ein wenig Vorsehung spielen, sonst geht Ihr vor die Hunde, wie der lange Wassermann sagt".

„Jetzt heraus aus Deiner miserablen Bude", sagte Durstewitz aufstehend, „die Kameraden im Casino warten schon, puh, was bin ich steif geworden; dann der infame Dienst bei dem Mäßigkeitsapostel Wassermann auf dem Kasernenhofe, — ich werde auch, sobald ich nur erst Hauptmann bin, den Abschied nehmen. Ich habe es ja nicht nöthig und ich werde in die höheren Chargen ohnedies nicht hinaufrücken, dazu bin ich zu phlegmatisch; höchstens macht man mich noch einmal zum Platz-Major — der reine Kinderspott"!

In später Nacht sah man die beiden Freunde Arm in Arm nach Hause gehen. An einer Straßenecke trennte man sich.

„Also, wie abgesprochen, Feldberg. Gute Nacht! Verschlafe Dich nicht, guter Junge"!

„Gute Nacht, Durstewitz, edler Freund", lallte Feldberg, der sich aus Freude einen tüchtigen Affen angeschafft hatte.

III.

Mit klingendem Spiele zogen die Truppen am folgenden Morgen aus der Garnison; das Wetter war prachtvoll und versprach angenehme Manövertage.

Die 3. Compagnie, der unsere Freunde angehörten, war soeben auch zum Thore hinausmarschirt; die Musik verstummte und man marschirte ohne Tritt die staubige Landstraße entlang. Da es sehr warm war, so stellte sich auch der Durst bald ein, und brachte Durstewitz auf den Gedanken, einen erfrischenden Trunk zu sich zu nehmen. „Friedrich", brüllte Durstewitz über die Compagnie hinweg, hinter der er marschirte.

„Herr Lieutenant", antwortete eine Stimme aus der Compagnie heraus.

„Bring' mir die Flasche Rothwein"!

„Hier, Herr Lieutenant".

Mit großer Gewandtheit entkorkte Durstewitz die Flasche, stieß Feldberg leise in die Seite und wandte sich dann an den vor ihm herreitenden Hauptmann v. Wassermann.

„Schönes Wetter heute, Herr Hauptmann".

„Jawohl Durstewitz, prachtvoll".

„Macht Durst, Herr Hauptmann".

„Könnte ich nicht sagen", meinte der Letztere; „sind ja eben erst ausgerückt".

„Wollte mir gerade erlauben, dem Herrn Hauptmann einen Schluck Rothwein zu offeriren, guter Tropfen, eigenes Wachsthum".

„Sehr verbunden, trinke um 5 Uhr Morgens noch keinen Wein".

„Vielleicht ein Cognac gefällig? Aus erster Quelle bezogen".

„Danke, danke", schrie Wassermann, indem er dem Pferde die Sporen gab, und nach vorn galloppirte.

„Dann vielleicht ein Glas Sherry"? schrie Durstewitz seinem Capitän nach, der inzwischen das Weite gesucht hatte, „oder einen alten Madeira"?

Wau—Wau—Wau! legte Schnaps auf einmal los, als er den alten Schimmel Wassermanns sich in Gallopp setzen sah.

Wüthend sprang er an dem Halse des Pferdes in die Höhe und brachte dadurch das sonst so zahme Rößlein zu so sonderbaren Sprüngen, daß sich Wassermann kaum auf dem Sattel halten konnte.

Zorngeröthet riß er sein Pferd herum und langte wieder bei den beiden Offizieren an; Wau—Wau—Wau, der infame Schnaps hintendrein.

„Ah, der Herr Hauptmann haben sich doch noch anders entschlossen; also wohl ein Glas Sherry, oder doch Cognac? Friedrich die Cognac-Flasche"!

„Gehen Sie zum Teufel mit Ihrer Cognac-Flasche", schrie Wassermann in wahrer Wuth den Burschen an. „Ihr niederträchtiger Köter bringt mich noch um's Leben, Herr Lieutenant! Ich werde mich bei dem Herrn Obersten beschweren".

Durstewitz rief Schnaps heran, schlug ihn mit der flachen Klinge über den Rücken und entschuldigte sich dann bei Wassermann in seiner gewohnten ruhigen Weise.

„Schnaps hat es nicht böse gemeint, Herr Hauptmann", wollte ein Bischen spielen, sonst Nichts; — jetzt genehmigen der Herr Hauptmann doch einen Trunk"?

„Verschonen Sie mich ein für allemal mit Ihren Getränken; Sie wissen, daß ich auf dem Marsche nur Limonade trinke".

„Entschuldigen der Herr Hauptmann".

„Bitte", brummte Wassermann und ritt im Schritt an die Spitze der Compagnie.

„So, den wären wir nun für heute los", sagte Durstewitz und reichte die Rothweinflasche seinem Nachbar.

Feldberg nahm einen tüchtigen Zug aus der Flasche und gab sie Durstewitz zurück.

Dieser hielt sie gegen die Sonne, schloß die Augen und trank in einigen kräftigen Zügen die Flasche leer.

„Das hat mich gestärkt", sagte er dann, die leere Flasche gegen einen Baum werfend — „jetzt halte ich es mindestens eine halbe Stunde aus".

Gegen Mittag rückte das Bataillon unter den Klängen der Regiments-Musik in dem Städtchen A. ein.

Nachdem die Quartierbillette ausgegeben waren und Herr v. Wassermann den unvermeidlichen Appell angesagt hatte, suchten die ermüdeten Krieger ihre Marschquartiere auf. — Durstewitz hatte sich

im Hotel einquartieren lassen; so war der Fourier ein für allemal angewiesen. Feldberg wohnte beim Pastor, der eine gute Küche führte und guten, selbstgezogenen Wein im Keller hatte.

Bei'm Appell, der auf dem Marktplatze stattfand und eine große Zahl Zuschauer herbeilockte, hielt Wassermann noch eine erbauliche Rede über das Benehmen der Soldaten im Bürgerquartier und schloß mit der nochmaligen Mahnung, es möge sich nur Keiner betrinken oder sonstigen Unfug verüben.

„Nun laß uns einmal Deinen Pastor aufsuchen", sagte Durstewitz nach der Beendigung des Dienstes; „wie ist der Mann, kann man sich auf ihn verlassen"?

„Gewiß"! versicherte Feldberg, „wenn Du damit meinst, ob er Küche und Keller ihren Tribut spenden läßt; er bat mich sogar, Dich für heute Abend zu einer Pfirsich-Bowle und zum Nachtessen einzuladen, als ich ihm von Dir erzählte".

„Sehr dankbar, gehe am besten gleich mit, damit der Herr Pastor nicht zu lange zu warten braucht".

Diese alten Geistlichen am Rhein sind wahre Originale; freigebig, liebenswürdig im Umgang, sind sie erfreut, wenn das Manöver einmal eine Abwechslung in das ewige Einerlei des Alltagslebens bringt. Der Offizier weiß sich geschickt in die Einzelheiten seines Gastgebers zu finden, macht den liebenswürdigen Gesellschafter und wird dafür reichlich bewirthet.

Spät am Abend verabschiedete sich Durstewitz, nachdem er seinem Lieblingsgotte Bachus geziemend geopfert hatte. Am folgenden Tage wurde wieder sehr frühe abmarschirt. Durstewitz fluchte, als der Hornist die Reveille blies und die Tambours einen Heidenlärm in den Straßen vollführten.

„Da soll Euch ja ein siedendes Donnerwetter in den Magen fahren", brüllte er zum Fenster hinaus, als ein Tambour dort, gerade vor seinem Schlafzimmer, seine musikalische Kunst ausübte; „Ihr könnt ja die Todten mit dem Skandal erwecken, den Ihr infamen Kalbfelldrescher in der engen Gasse verübt".

Von einer Schaar Schuljungen begleitet, zog das Bataillon seines Weges. Durstewitz hatte, da der Tag sehr heiß zu werden

versprach, für einen größeren Vorrath an Getränken Sorge getragen; Friedrich, sein Bursche, war beladen wie ein Maulthier, sodaß dies sogar dem Bataillons-Commandeur auffiel; Wassermann hatte nicht den Muth gehabt, die unvorschriftsmäßige Ausrüstung „Friedrichs" zu rügen, weil er es nicht mit seinem Premier-Lieutenant vollständig verderben wollte.

„Schockschwerenoth", rief der Oberst-Lieutenant von Lösenberg, „wie sieht denn der Kerl in der vierten Section aus? Den mit dem dicken Bettelsack an der Seite meine ich"!

„Das ist der Bursche des Herrn Premier-Lieutenants von Durstewitz", krähte Wassermann schadenfroh.

„Was hat denn Ihr Bursche zu schleppen, lieber Durstewitz"?

„Nur unser Frühstück, Herr Oberst-Lieutenant, nämlich für den Herrn Hauptmann, Lieutenant Feldberg und mich", log Durstewitz.

„Da möchte ich doch sehr gebeten haben", rief Wassermann lebhaft von seinem Schimmel herab; „für mich hat doch Ihr Bursche kein Frühstück zu tragen"!

„Bitte um Entschuldigung, Herr Hauptmann, ich hatte mir erlaubt, für Sie eine Flasche guten, alten Cognac und ein Fläschchen Prima-Madeira — Sie wissen, von dem, den wir vor acht Tagen nach der famosen Felddienstübung getrunken haben — mit beizupacken und daher kommt es denn, daß Friedrich über die Maßen zu schleppen hat".

„Ach so", machte der Oberstlieutenant lächelnd, indem er sich anschickte, im Trabe weiterzureiten.

„Aber Herr Oberst-Lieutenant, das ist ja — —"

„Hat ja nichts zu sagen, lieber Wassermann, trinke auch gern ein gutes Glas Madeira, komme nachher bei'm Rendezvous zu Ihnen und trinke einen Schluck mit, wenn Sie nichts dagegen haben. Guten Morgen, meine Herren"; dann ritt er weiter.

„Herr Oberst-Lieutenant", schrie Wassermann ihm nach — „das ist ja das tollste Mißverständniß; Herr v. Durstewitz" — doch der Oberst-Lieutenant war schon hinter einer Staubwolke verschwunden.

„Herr v. Durstewitz, ich bitte mir aus, daß Sie für mich keinerlei Getränke mehr reserviren — ich verzichte ein für allemal

darauf", wandte sich Wassermann grimmig an den Angeredeten. — „Thut mir wirklich leid, Herr Hauptmann", erwiderte Durstewitz, „hatte geglaubt, Ihnen eine Freude damit zu machen; dann muß ich den Madeira und Cognac allein trinken; thut mir von Herzen leid".

Nach einem mehrstündigen, anstrengenden Marsche auf der staubigen Landstraße wurde an einer schattigen Stelle Halt gemacht, die Gewehre zusammengesetzt, das Gepäck abgelegt und bald lag das ganze Bataillon, mit Frühstücken beschäftigt, im Schatten der dichtbelaubten Nußbäume.

Unsere Freunde lagerten sich mit den übrigen Offizieren des ersten Bataillons zusammen und man hörte Anfangs nichts Anderes als das Klingen der Gläser und das Entkorken der Flaschen.

Wassermann, der noch grollte, hatte sich etwas abseits gelagert und war mit dem Oeffner einer Flasche Limonade beschäftigt.

Oberst-Lieutenant von Lösenberg schien Jemanden mit den Augen zu suchen und als er ihn fand, rief er:

„Herr Hauptmann v. Wassermann"!

„Herr Oberst-Lieutenant", antwortete dieser, ein Stück Butterbrod kauend.

„Wie steht es mit dem Madeira! Sie werden ihn doch nicht allein trinken"?

„Ich habe keinen Madeira, Herr Oberst-Lieutenant; Lieutenant v. Durstewitz hat —"

„So"! lachte der Oberst-Lieutenant, der etwas schlecht hörte, Wassermann unterbrechend, — „Sie haben ihn allein getrunken und weisen mich an den Herrn v. Durstewitz, — ha ha ha"!

„Hier, Herr Oberst-Lieutenant", rief Letzterer schnell, indem er dem Vorgesetzten eine Flasche hinhielt; „ich habe sie für den Herrn Oberst-Lieutenant reservirt"!

„Sehr freundlich von Ihnen, guter Durstewitz; sehr freundlich — aber von Wassermann hätte ich das nicht erwartet — soll ja sonst nur wässerige Getränke consumiren — sieh einmal da, hm — hm, wie man sich täuschen kann"!

Wassermann war, da er gar nicht zu Worte kam, wüthend aufgestanden und machte sich bei seinem Schimmel etwas zu schaffen;

er hätte dem boshaften Durstewitz gern auch einen Schabernack angethan, wenn er nur gewußt hätte, wie.

Als alle gefrühstückt hatten und Cigarren und Pfeifen angezündet waren, sah der Oberst-Lieutenant nach der Uhr.

„Meine Herren, ich denke wir können aufbrechen, damit das Mittagessen in B. nicht kalt wird. „An die Gewehre"!

In wenigen Minuten war das Bataillon zum Abmarsch bereit; man brach vom rechten Flügel in Sectionen ab und unter fröhlichem Singen setzte sich die Truppe in Bewegung.

Wassermann hielt sich den ganzen Marsch über von seinen Offizieren fern, worüber diese gar nicht erzürnt waren, denn Durstewitz konnte jetzt ungenirt seinen Durst stillen und sich mit Feldberg und den hinter ihnen marschirenden Offizieren unterhalten.

B., die berühmte Universitätsstadt war erreicht; unter den Klängen eines Marsches rückte das Bataillon ein, und man sah es den Leuten nicht an, daß sie eine Strecke von 7 Stunden zurückgelegt hatten. Müde waren ja Alle, sehr müde, aber sobald die Regimentsmusik erklang, schwand das Gefühl der Erschöpfung — stramm, als gälte es einen Parademarsch, mit frischen Kräften schritten die Compagnien daher; selbst Wassermann, der gerade keine schöne Figur auf seinem Schimmel machte und sogar der Letztere nahmen eine entschiedene und schneidige Haltung an.

Durstewitz konnte es kaum abwarten, bis Wassermann seine übliche Ansprache an die Compagnie beendet hatte.

„Heda, Sergeant Knörgel, wo haben Sie mich einlogirt"? rief er dann den Quartiermacher an.

„Im Hotel zum Stern", Herr Lieutenant.

„Und wo liegt Lieutenant Feldberg"?

„Auch dort, Herr Lieutenant, und noch vier Offiziere von der Artillerie und der Stab des Regiments".

„Komm', Feldberg, es ist noch zu frühe zum Mittagessen, wir wollen vorher noch einen Frühschoppen trinken; ich kenne hier eine famose Kneipe in der Nähe des Hotels; mein Vetter, der hier studirt, verkehrt da, vielleicht treffen wir den guten Jungen.

Die Bierwirthschaft, die unsere Freunde aufsuchten, war eine sogenannte Corpskneipe, wo man stets Mitglieder eines der Studenten-Corps antraf. Durstewitz war erfreut, seinen Vetter dort richtig vorzufinden. Die Herren waren schnell bekannt mit den übrigen Studenten, die dort mit dem Vetter Durstewitz kneipten, und die Zeit verging recht schnell unter Lachen und Scherzen.

Mit Mühe nur konnte Feldberg seinen dicken Freund bestimmen, endlich aufzubrechen; er hatte eine Anzahl „Ganze" getrunken, oder, wie es in der Studentensprache heißt: „er war eine Unmasse Ganze vor und nachgekommen", und wäre am liebsten gleich sitzen geblieben.

Feldberg ließ dies aber nicht zu und sie wanderten endlich, unter Begleitung des Vetters Studiosus nach dem weltbekannten Hotel zum Stern.

Nach dem Essen, das sehr einförmig verlief, weil eine größere Zahl englischer Damen an demselben Theil nahm, deren gemessenes Wesen die sonst so übersprudelnde Laune der Offiziere einigermaßen im Zaume hielt, hielt man es für's Beste, ein Mittagsschläfchen zu halten.

Abends spielte die Regimentsmusik abwechselnd mit der Capelle des in B. garnisonirenden Husaren-Regiments in einem öffentlichen Garten. Außer den Offizieren und Studenten hatte sich die erste Gesellschaft der Stadt und viele benachbarte Familien eingefunden.

Durstewitz saß mit Feldberg, seinem Vetter und einigen anderen Offizieren und Studenten an einem besonderen Tische und war eifrig beschäftigt, eine Bowle zu brauen, worin er eine große Fertigkeit besaß.

„Prosit meine Herren", rief er nach einer Weile, als alle Gläser gefüllt waren, „es lebe der Wein und die Liebe"!

„Prosit, Herr Premier! Prosit Herr Kamerad"! und alle stießen an.

Immer neue Familien trafen in eleganten Equipagen vor dem Garten ein; es schien ein herrlicher und vergnügter Abend zu werden.

Feldberg hatte jede neu eintreffende Gesellschaft scharf gemustert; plötzlich erröthete er bis unter die Schläfen und Durstewitz's Arm pressend, sagte er leise, aber erregt:

„Da ist er und auch sie"!

„Wer", frug Durstewitz, „doch nicht Wassermann? Dann gehe ich gleich ein Haus weiter".

„Ach was, dummes Zeug"! flüsterte Feldberg, „wer denkt jetzt an Wassermann; Herr Werner ist es mit seiner Tochter Marie"!

„Was, Dein Schwiegervater ist hier"? rief Durstewitz, „da will ich ihn gleich begrüßen".

„Um Gotteswillen, Durstewitz, schreie nicht so laut und bedenke doch, daß er ja noch gar Nichts von unserer Liebe weiß".



„Ach so, Du hast Recht, Feldberg", es war mir so, als wäret Ihr schon verlobt; dann nur 'mal zu, greife den Feind an, wo Du ihn findest und mache Deine Sache gut".

Es dauerte nicht lange, so hatte Feldberg, der gewandte Cavalier, sich der Angebeteten genähert und den alten Herrn eingeladen, sich mit seiner Tochter im Kreise seiner Freunde niederzulassen. Herr Werner, ein munterer und noch sehr rüstiger Mann, nahm die Einladung dankbar an und bald saßen die neuen Ankömmlinge zwischen den jungen Herren, in gemüthlicher Unterhaltung begriffen.

Durstewitz nahm den alten Herrn sofort in Beschlag, unterhielt sich mit ihm über Landwirthschaft und insbesondere den Weinbau und zeigte dem erfahrenen Winzer, daß er nicht allein Wein zu trinken verstand, sondern auch in der Behandlung des Weines nicht unerfahren war.

Feldberg machte sich die günstige Gelegenheit zu Nutzen, indem er mit der jungen Dame in den schönen Parkanlagen auf und ab wandelte und sich mit ihr angelegentlich unterhielt.

Doch jede Freude hat ein Ende. Die Musiker packten endlich ihre Instrumente zusammen, nach und nach verließ eine Familie nach der andern den Garten und Herr Werner hatte seinen Wagen auch vorfahren lassen und schickte sich an, mit seiner Tochter nach Hause zu fahren.

„Also, Herr v. Durstewitz", rief Werner noch einmal aus dem Wagen heraus, „ich habe die Ehre, Sie in den nächsten Tagen bei uns zu sehen; hoffentlich kommen Sie und Herr Lieutenant Feldberg zu uns in's Quartier und können Sie dann einmal mein eigenes Wachsthum versuchen".

„Soll mich außerordentlich freuen, recht bald unsere Bekanntschaft zu erneuern; leben Sie wohl, Herr Werner und Sie, mein gnädiges Fräulein", schloß er, indem er der jungen Dame galant die Hand küßte.

„Na, wie steht es alter Junge"? fragte Durstewitz, als sie in den Garten zurückkehrten, „macht ihr bald Hochzeit"?

„So schnell, wie Du Dir dies denkst, geht das nicht; es kommt jetzt darauf an, ob der alte Herr nichts gegen meine Bewerbung einzuwenden hat".

„Nun, was willst Du denn mehr, junger Mensch; das ist ja alles Mögliche, was man verlangen kann; darauf wird noch eine Extra-Flasche genehmigt".

Erst lange nach Mitternacht suchten die beiden Kameraden ihre Quartiere auf.

IV.

Am folgenden Tage begannen die Detachements Uebungen auf dem jenseitigen Ufer des Rheines. — Vom frühen Morgen bis spät

am Nachmittag waren die Truppen auf den Beinen; Abends suchte man, zu Tode ermüdet, das Quartier auf und hatte dann keine besondere Neigung mehr, herumzuflaniren.

Am vierten Uebungstage bezogen die Truppen neue Quartiere; die letzten Tage hatte die Compagnie des Hauptmanns v. Wassermann in einem kleinen armseligen Dorfe auf den Bergen zugebracht und Alle freuten sich, als man gegen Abend in dem freundlichen und wohlhabenden Städtchen L— einrückte, wo Cantonnements-Quartier auf zehn Tage bezogen wurde.

Durstewitz hatte den Sergeanten Knörgel angewiesen, ihn und Feldberg bei dem alten Werner einzulogiren; „legen Sie mir aber um Gotteswillen den Hauptmann v. Wassermann nicht dahin“, hatte er hinzugefügt.

Wer beschreibt die Freude der beiden Offiziere, als sie ihren Wunsch erfüllt sahen; außer ihnen kam noch der Oberst-Lieutenant v. Lösenberg zu Werner in's Quartier, was der Freude keinen Eintrag that, da der Oberst-Lieutenant ein liebenswürdiger Gesellschafter war und, was bei Durstewitz schwer in die Wagschale fiel — Freund eines guten Glases Rebensaft.

Das Gut lag in der Nähe des Städtchens auf einer Anhöhe, von welcher aus man eine herrliche Fernsicht bis weit in das Eifel- und Siebengebirge hinein hatte.

Der alte Werner empfing seine Gäste auf der Terasse seiner geschmackvollen Villa und führte sie auf ihre Zimmer. „Wenn es Ihnen gefällig ist, meine Herren, so wollen wir, nachdem Sie Toilette gemacht haben, sofort das Nachtessen einnehmen, Sie werden nach den heutigen Strapazen Appetit haben“.

Beim Abendessen, an dem auch Fräulein Werner theilnahm, war die Unterhaltung etwas stockend; später jedoch, als die Herren gemüthlich bei einem Glase vorzüglichen Weines zusammen saßen, wurde das Gespräch lebhafter. Durstewitz und der Oberst-Lieutenant, die seit lange gute Freunde waren, sprachen der Flasche fleißig zu; Feldberg unterhielt sich fast ausschließlich mit Fräulein Werner, die später noch auf eine Stunde zu den Herren zurückgekehrt war.

So gingen die angenehmen Tage auf dem Gute des Herrn Werner schnell dahin. Der letzte Tag war angebrochen und noch immer hatte Feldberg die passende Gelegenheit und auch den Muth nicht gefunden, den Vater um die Hand seiner Tochter zu bitten.

„Das muß aber jetzt zu Ende kommen mit Deiner Liebesgeschichte“, erklärte Durstewitz kategorisch; ‚wenn Du den heutigen Ruhetag nicht zu einer Erklärung benützest, werde ich mich in die Geschichte mischen und zwar unmittelbar nach dem Mittagessen“.

„Aber, lieber Durstewitz, wenn — —“

„Ach was, kein Aber und kein Wenn, um 11 Uhr wirfst Du Dich in Gala und rückst dem Alten auf die Bude; bei Tische feiern wir dann die Verlobung und damit Basta“.

„So schnell geht das aber doch nicht, lieber Durstewitz“, meinte Feldberg kleinlaut; „ich möchte doch lieber noch einige Monate warten“.

„Ach was“, polterte der dicke Premier-Lieutenant, „damit kommen wir nicht zum Ziel. Heute noch muß die langweilige Geschichte zu Ende kommen. Doch da kommt ja der Oberst-Lieutenant v. Lösenberg. Ziehen wir diesen in das Vertrauen“.

„Guten Morgen, meine Herren“, rief der Oberst-Lieutenant, welcher in äußerst fröhlicher Stimmung aus einem Seitenwege des Parkes auf die beiden Offiziere zuschritt. Sie machen ja so ernste Gesichter, als wenn Ihnen unser gestrenger Herr Oberst über die Leber gefahren wäre. Was ist denn los mit Ihnen“?

„Eine tolle Geschichte, Herr Oberst-Lieutenant“, erwiderte Durstewitz, „eine ganz verflixte Geschichte das! Kamerad Feldberg will nämlich heirathen, hat aber nicht den Muth, seinem Schwiegervater in spe sein Herz auszuschütten“.

„Was“, sagte der Oberst-Lieutenant lachend, „ein strammer Offizier, der den Feldzug mitgemacht und das Herz auf dem rechten Fleck hat, sollte nicht den Muth haben, sich die Herzliebste zu erobern? Das kann ich nicht glauben, lieber Durstewitz. Zur Zeit, als ich meine Frau — Sie kennen sie ja, meine Herren — heirathen wollte, ging ich zu dem Alten in Helm und Schärpe, schlug die Hacken zusammen, daß die jungen Hauptmannssporen klirrten und

sagte weiter nichts als: Mein Name ist v. Lösenberg, ich bin königlich preußischer Hauptmann, habe keine Schulden und ersuche Sie ganz ergebenst mir Ihre Tochter Hulda zur Frau zu geben.

Weiter sagte ich Nichts. Ich sah den alten Mann dabei aber so grimmig an, daß diesem angst und bange zu Muthe wurde und er mit ganz beklommener Stimme sagte: „Meinetwegen, ich habe Nichts dagegen."

„Wie wäre es, Herr Oberstlieutenant", meinte Durstewitz nach einer Weile, „wenn Sie die Vermittlerrolle in diesem Heirathsgeschäft übernehmen wollten. Es ist eigentlich eine etwas naive Zumuthung, aber ich sehe keinen andern Weg, um diesem jungen Manne da zu seinem Glücke zn verhelfen."

„Das wäre gar nicht übel, wahrhaftig nicht; zunächst aber möchte ich wissen, wo der zukünftige Schwiegervater des Herrn Lieutenant zu finden ist."

„Es ist unser Quartierwirth, Herr Werner, gewiß ein ganz netter Mann, mit dem sich reden läßt. Wenn ich in Feldberg's Lage wäre, würde ich in fünf Minuten im Reinen sein."

„Sind Sie denn mit der jungen Dame in Ordnung?"

„Ja wohl, Herr Oberstlieutenant," erwiderte Feldberg, „die einzige Schwierigkeit liegt nur darin, daß ich nicht den Muth habe, mit dem alten Herrn zu sprechen."

„Haben wohl Schulden?" fragte der Oberstlientenant.

„Leider, ja."

„Das ist allerdings schlimm. Junge Officiere mit Schulden sind allerdings keine sehr begehrenswerthen Schwiegersöhne. Aber, ich will sehen, was sich thun läßt."

Inzwischen trafen einige Gäste ein, welche Werner zu Tische geladen hatte und der Letztere machte die Officiere mit den neuen Ankömmlingen bekannt.

Der Oberstlieutenant benutzte die erste gute Gelegenheit und nahm den alten Werner bei Seite, um sich seines Versprechens zu entledigen.

„Durstewitz hielt sich in der Nähe auf, um nöthigenfalls sofort zur Hand zu sein, falls der Oberstlieutenant seiner Hülfe bedürfte.

„Oberstlieutenant von Lösenberg nahm mit seinem Gastgeber in einer Laube Platz, bot ihm eine Cigarre an und zündete sich dann selbst eine solche an.

„Schönes Wetter heute, lieber Herr Werner," meinte Herr von Lösenberg nach einer Weile, den Dampf seiner Cigarre weit von sich blasend.

„Ja wohl, herrliches Wetter, Herr Oberstlieutenant. Es scheint ein gutes Weinjahr zu geben, was nach den vielen Mißernten sehr zu wünschen wäre."

„Wie gefallen Ihnen meine beiden Officiere, Herr Werner, der Durstewitz und der Feldberg? Sind zwei ganz nette Männer, halten wie die Kletten zusammen und verstehen mich am Besten von Allen. Besonders der dicke Durstewitz ist ein famoser Kerl, lebt in guten Verhältnissen und verdirbt nie das Spiel, wenn ich einmal nicht schlafen kann und ein wenig bei einem Glase Wein übersitze."

„Der Herr von Durstewitz gefällt mir auch sehr gut," nickte Werner beifällig; „er ist ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter, verachtet einen guten Tropfen nicht und versteht den Weinbau aus dem Fundament. Man sollte es gar nicht glauben, daß ein Officier sich solche tüchtige landwirthschaftliche Kenntnisse erworben haben könne."

„Ja wohl, da haben Sie Recht", sagte der Oberstlieutenant nachdenklich, indem er die Asche von seiner Cigarre strich, „ich mag ihn sehr gut leiden und ich würde keinen Augenblick zögern, ihm meine Tochter zur Frau zu geben, wenn ich überhaupt eine hätte."

„Ich auch nicht", pflichtete Werner bei und ließ seine Blicke nach dem dicken Premier-Lieutenant hinübergleiten, der gerade mit Fräulein Maria Werner in ein eifriges Gespräch verwickelt war.

Lösenberg bemerkte das Paar jetzt auch und sagte in seiner lauten Weise:

„Ein schönes Paar, die Beiden würden gut zusammen passen, was meinen Sie dazu, Herr Werner?"

„Ehrlich gesagt, ja; aber ich glaube, Herrn von Durstewitz steht der Sinn nicht nach dem Heirathen, dazu scheint er mir zu phlegmatisch angelegt."

„Da sind Sie aber sehr im Irrthum", polterte der Oberstlieutenant, „das weiß ich besser. Ich habe noch vor wenigen Minuten ein Gespräch mit angehört, aus dem ich entnahm, daß Durstewitz es als sein höchstes Glück betrachten würde, Ihr Schwiegersohn zu werden."

Werner lächelte vor sich hin und schien weitere Erklärungen seines Gegenüber zu erwarten.

Herr von Loesenberg schlug sich aber plötzlich mit der flachen Hand auf das Knie und sagte laut vor sich hin:

„Schockschwerenoth, bin ich denn auch nicht im Irrthum? Ich glaube wahrhaftig, es war der Feldberg, der Ihre Tochter heirathen wollte. Oder war es doch der Durstewitz? nein, nein, richtig, es war der Feldberg!" —

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, mein lieber Herr, wandte sich jetzt der Oberst-Lieutenant wieder seinem Nachbar zu, ich war im Irrthum, als ich Ihnen sagte, der Premierlieutenant v. Durstewitz wolle Ihre Tochter heirathen. Der gute, dicke Mann! denkt ja gar nicht daran; ist viel zu faul dazu, gerade wie Sie vorhin richtig erwähnten. Aber mit dem Feldberg ist das eine andere Geschichte. Der ist ganz toll auf Ihre Kleine, weiß nicht, wie ihm der Kopf steht, möchte gern mit Ihnen reden u. s. w. Ja wohl, so war es. Wie konnte ich aber nur einen solchen Irrthum begehen, es ist ja die reine Altersschwäche, die aus mir spricht."

„Also der Feldberg," wiederholte der Oberstlieutenant, indem er sich mit der Hand wieder, zur Bekräftigung seiner Worte, auf das Knie schlug.

„Wie gefällt der Ihnen, Herr Werner? Ist von sehr guter Familie, guter Gesellschafter, hat leider aber den einen Fehler, daß er kein Vermögen besitzt."

„Das ist an sich nicht so schlimm. Der junge Herr muß aber sehen, daß er eine Frau heirathet, die ihm Etwas zubringt."

„Hat aber auch einige Schulden", fuhr der Oberstlieutenant halb vergessen fort. „Und kein Geld, sie zu bezahlen. Das ist schlimm, sehr schlimm, das trifft bei dem andern nicht zu. Um bei der Sache zu bleiben, mein lieber Herr Werner, so möchte ich

mir hiermit erlauben, ein gutes Wort für den jungen Herrn bei Ihnen einzulegen. Er ist in Ihre Tochter bis über die Ohren verliebt und ich stehe dafür ein, daß er ein guter Ehemann wird."

„Ich habe in dieser Angelegenheit doch nur das zweite Wort zu reden, zuerst müßte der Herr Lieutenant doch wohl sicher sein, daß meine Tochter seine Bewerbung duldet. Ich würde es nie über das Herz bringen, mein Kind gegen ihren Willen zu bestimmen, einem Manne ihre Hand zu reichen, den sie nicht liebt."

„Ganz mein Fall," antwortete der Oberstlieutenant lebhaft. „Ganz mein Fall. Aber das Beste ist, daß die Kinder sich ja lieben und nur Ihrer Zustimmung bedürfen, um ganz glücklich zu sein. So sagte mir wenigstens Herr v. Durstewitz."

„Herr von Durstewitz? fragte Werner, „ich denke, Feldberg will meine Tochter heirathen?"

„Natürlich, der ist es, das war ja ein Irrthum mit Durstewitz, wie ich schon die Ehre hatte, zu bemerken.

„Ich kenne Herrn Lieutenant Feldberg noch zu wenig, um schon jetzt mein Jawort geben zu können. Da Sie aber, Herr Oberstlieutenant, sich für den Herren verbürgen, so erkläre ich Ihnen schon heute, daß ich der Werbung des Herrn Lieutenants um die Hand meiner Tochter kein Hinderniß in den Weg legen werde."

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Werner, und nun gestatten Sie wohl, daß ich Herrn von Durstewitz von unserer Unterredung in Kenntniß setze."

„Durstewitz?" Ich denke Feldberg ist der Heirathslustige, fragte Werner lächelnd.

„I, natürlich, aber Durstewitz ist mein Mittelsmann, ich handle nur in seinem Auftrag", erwiderte der Oberst-Lieutenant, indem er sich ächzend von seinem Sitze erhob.

„Ach so, jetzt verstehe ich."

Die beiden Herren begaben sich jetzt zur Gesellschaft zurück und Werner übernahm es, seine Einquartierung mit den Gästen vom Bürgerstande bekannt zu machen.

Da war zunächst der Bürgermeister des Städtchens L., Herr Schmalz, ein dicker, stets heiter lächelnder Mann, der mit Stolz die

Denkmünzen vom badischen Feldzug im Knopfloch zur Schau trug und jede Gelegenheit wahrnahm, zu erzählen, daß er auch mit dabei gewesen wäre, wenn auch nur als Proviantamts=Beamter. Da war ferner der Rector des Progymasiums, Herr Dr. Schnabelius mit seinen semmelblonden und mit Sommersprossen gezierten Töchtern erschienen, die schon seit zehn Jahren Jedem, der es hören wollte, versicherten, daß sie nur deßhalb nicht heiratheten, weil die Männer so schlecht seien. Der bereits in altersgrauer Zeit pensionirte Artillerielientenant, Herr Brausewetter, durfte natürlich auch nicht bei der Gesellschaft fehlen und wenn der baumlange und klapperdürre Herr Lieutenant mit dem steifen Rücken und der hohen schwarzen Halsbinde noch nicht zum Wort gekommen war, so hatte hieran der Bürgermeister Schmalz die Schuld, welcher gerade pustend und sich den Schweiß von der Stirne wischend erzählte, wie schlimm es im badischen Feldzug zugegangen wäre, schlimmer als 66 und 70, wo es ja eine reine Spielerei gewesen sei.

Lieutenant Brausewetter, welcher leider von einem Kriege Nichts zu erzählen wußte, weil er keinen mitgemacht hatte, brüstete sich dagegen mit seinen Manöver=Abenteuern, deren er während seiner langen Dienstzeit gar manche erlebt haben wollte und wenn Jemand das Unglück hatte, an einem Tische zwischen dem Lieutenant und dem Bürgermeister seinen Platz angewiesen zu erhalten, so wurde er bald links, bald rechts so sehr von seinen Nachbarn in Anspruch genommen, daß er kaum einen Bissen zu Munde führen konnte und froh sein mußte, wenn ihn die Aufhebung der Tafel von der Gesellschaft der sich unermüdlich durch die Erzählung ihrer wunderbaren Erlebnisse überbietenden Tischnachbarn befreite.

Zu dem zur Ehre seiner Manöver=Gäste von Herrn Werner gegebenen Festessen, das fast alljährlich wiederkehrte, wurde stets eine Anzahl angesehener Bewohner des Städtchens und der Umgegend eingeladen und schon Wochen lang vorher freute sich Jung nnd Alt auf den Tag, an welchem es den braven Leuten vergönnt sein sollte, sich den fremden Gästen, die Damen in neuen Gewändern, die Herren in der Kunst der gebundenen und ungebundenen Rede zu zeigen. Manches junge und ältere Mädchen bebte bei dem Gedan=

ken, daß einer oder der andere flotte Offiziere eines Tages in holder Anmuth sein Knie vor ihr beugen und die wenigen, aber inhaltsreichen Worte zu ihr zu sprechen könnte: „Ich liebe Dich, werde mein Weib!" Und sie dann erröthend und den Blick verschämt zu Boden schlagend, lispeln würde: „Sprechen Sie mit meinem Vater!"

Besorgte Mütter, welchen das Geschick eine Anzahl heirathsfähige Töchter geschenkt hatte, belehrten ihre Sprößlinge, wie sie sich den heirathsfähigen Herren gegenüber zu benehmen hätten und daß sie um Gotteswillen ja nur nicht den Worten eines leichtzüngigen, aber mittellosen und mit Schulden beladenen Lieutenants Glauben schenken, sondern sich vielmehr an ältere Premierlieutenants mit Vermögen und hagestolze Hauptleute halten sollten, bei denen sich auf eine sichere Zukunft rechnen lasse.

Unter den Gästen Werners befanden sich auch eine Anzahl heirathsfähiger junger und alter Mödchen, Blondinnen und Brünetten, ja sogar eine rothhaarige Schöne mit Sommersprossen, welche bei jeder Gelegenheit behauptete, ihre Freundinen pflegten sie wegen ihres prächtigen Haares nur Goldelse zu nennen. Fräulein Lina Rasselstein erzählte die niedliche Geschichte schon seit zehn Jahren und obschon sie schon gar oft in ihren Gesprächen hatte durchleuchten lassen, daß ein ganzes Heer Verehrer ihr nachstellten, so hatte sich doch noch kein Freier eingestellt, der den Muth besaß, die Goldelse an den Altar zu führen. Der Fabrik-Besitzer Rasselstein, der Vater Lina's, war ein ganz netter Herr mit brennend rothem Vollbart, hatte Geld iu Hülle und Fülle und wäre glücklich gewesen, wenn er seine „rothhaarige Lina", wie er Goldelse manchmal zu nennen pflegte, losgeworden wäre. Aber, wie gesagt, die Freier waren bis jetzt ausgeblieben und wenn sich hier und da einmal ein heirathslustiger Jüngling eingestellt hatte, welcher der Goldelse mehr als die gewöhnliche Aufmerksamkeit schenkte, so verschwand derselbe doch wieder auf Nimmerwiedersehen, nachdem er sich den guten Wein und die feinen Mahlzeiten des alten Herru eine Zeitlang hatte munden lassen. Diesmal hatte Lina es sich aber in den Kopf gesetzt, einen Bräutigam

unter allen Umständen zu ergattern und kaum hatte sie den behäbigen dicken Premier-Lieutenant Durstewitz erblickt, als sie auch schon zu Fräulein Werner eilte und diese bat, ihr den dicken Offizier vorzustellen.

Mit Vergnügen liebe Goldelse, erwiderte Maria Werner lächelnd, vielleicht empfindet Herr von Durstewitz auch keinen sehnlicheren Gedanken, als mit Dir bekannt zu werden. Siehe doch, wie er Dich fast mit dem Blicke verschlingt."

„Ach, spotte nicht, meinte Goldelse verschämt lächelnd und nach dem dicken Offizier hierüberschielend, Du weißt, daß mir an den Männern nichts liegt und daß ich — schon lange verheirathet sein könnte, wenn ich nur gewollt hätte", vollendete Fräulein Werner den Satz. —

Goldelse versetzte ihrer Freundin mit strafendem Blick einen Schlag mit dem Fächer, ließ sich aber willig und wie ein Schulmädchen erröthend nach dem Springbrunnen hinüberführen, in dessen Nähe sich Durstewitz eine Cigarre rauchend niedergelassen hatte und im eifrigsten Gespräch mit dem Oberstlieutenant von Lösenberg begriffen war.

Schockschwerenoth, rief von Lösenberg plötzlich, wer ist denn die alte Fregatte, welche da im Schlepptau der kleinen Werner auf uns zusteuert, hat das Frauenzimmer rothe Haare! Puh!

Und wie klapperdürr sie ist, fügte Dnrstewitz hinzu, gerade wie der Hauptmann v. Wassermann. Das gäbe ein nettes Paar, wie für einander geschaffen.

Erlauben die Herren, Sie mit meiner Freundin, Fräulin Lina Rasselstein bekannt zu machen. Herr Oberst-Lieutenant von Lösenberg, Herr Premier-Lieutenant von Durstewitz, sagte in diesem Augenblick Fräulein Werner, indem sie ihre Freundin um die Hüfte faßte.

„Sehr angenehm, gnädiges Fräulein," erwiderte der Oberst-Lieutenant mit einer tiefen Verbeugung, während Durstewitz den vergeblichen Versuch machte, sich von seinem bequemen Gartensessel zu erheben, sich aber schließlich mit linkischem Kopfschütteln damit begnügte, mit den Füßen im Sand zu scharren.

„Wie gefällt Ihnen unsere Gegend, meine Herren", frug jetzt Goldelse, die ihre Fassung wieder erlangt hatte und mit ihrem hübschesten Lächeln den Bemühungen des korpulenten Lieutenants, sich von seinem Sitze zu erheben, zusah.

„Prächtig, wunderschön", rief der Oberstlieutenant galant, indem er einen wohlgefälligen Blick auf die zierliche Gestalt Maria Werner's warf.

Durstewitz hatte sich jetzt auch erhoben, zog sich den knappen Uniformrock über den dicken Leib und meinte dann, um doch auch Etwas zu sagen:

„Prachtvolle Gegend, ziehen hier einen Tropfen, wie er besser nirgends zu finden ist."

„Sie scheinen ein Freund vom Wein zu sein, Herr Lieutenant?" frug hier Goldelse mit leichtem Nasenrüpfen.

„Zu Befehl, ja, meine Gnädige", antwortete Durstewitz, „die edle Gottesgabe darf nicht auf meinem Tische fehlen und wenn einmal das Umglück sich ereignete, daß es keinen Wein mehr gäbe, dann würde ich mich zu meinen Vätern versammeln lassen.

„Ja, ja, so sind die Herren heutzutage", sagte Goldelse mit melancholischem Seufzen, indem sie einen traurigen Blick nach Oben warf. „Früher war es ihr größtes Glück, mit gebildeten Damen zu verkehren, Gedichte zu machen und auf der Guitarre oder Flöte zu spielen, jetzt hat nur noch die Flasche Geltung bei ihnen."

Die beiden Officiere wußten hierauf Nichts zu erwidern, sondern sahen sich nur verständnißinnig an.

Goldelse schien aber einmal in der Stimmung, ihr Lieblings-Thema von der entarteten Männerwelt fortzuspinnen.

„Ja, ja, das waren schöne Zeiten", lispelte sie träumerisch vor sich hin, „wo die Männer noch mit langen Locken, im farbigen Brokatrock, mit Kniehosen und Schnallenschuhen einhergingen und ganze Nächte hindurch Minnelieder vor den Fenster ihrer Angebeteten sangen."

„Furchtbar schön", stöhnte Durstewitz, während der Oberst-Lieutenant wie hilfesuchend um sich sah und plötzlich in die Worte ausbrach: „Gott sei Dank"!

Durstewitz folgte den Blicken seines Vorgesetzten und rief, indem er kraftlos in seinen Sessel zurücksank:

„Gott sei uns gnädig, da ist er auch".

„Wer"? frugen Marie Werner und Goldelse.

„Der Hauptmann v. Wassermann, der nirgends fehlen darf, wo ich mir Freude machen will".

„Guten Tag, meine Damen, guten Tag, meine Herren"! krähte Wassermann jetzt, indem er sich nach allen Seiten verbeugte. Als er den Premier-Lieutenant Durstewitz gewahrte, welcher stramm militärisch seinen Gruß erwidert hatte, zog ein Schimmer von Unbehagen über sein Gesicht, sich aber schnell an die beiden Damen wendend, meinte Wassermann, er sei erfreut, eine so zahlreiche Gesellschaft und namentlich so viele junge Damen zusammen zu finden".

„Herr Hauptmann v. Wassermann", stellte jetzt Marie Werner, sich zu Goldelse wendend, vor. Das magere Paar begrüßte sich mit stummer Verbeugung.

Durstewitz kam jetzt ein ganz sonderbarer Gedanke.

Wie wäre es, dachte er bei sich selbst, wenn ich dem rothhaarigen Fräulein zu verstehen gäbe, daß der Hauptmann v. Wassermann bis über die Ohren in sie verliebt wäre und wenn ich den langen Wassermann glauben machte, daß Goldelse, die in ihrer Art schöne und reiche Goldelse, nicht ohne ihn leben könne?

Das wäre keine üble Idee, ich brächte damit die rothhaarige, und wie mir scheint mannstolle Lina unter die Haube und meinen Todfeind, den abscheulichen Wassermann unter den Pantoffel. Ha, ha, ha, wie würde ich mich freuen, wenn ich den Wassermann Arm in Arm mit seiner für Männer mit Kniehosen und Schnallenschuhen schwärmenden Gattin dahinziehen sähe. Und erst die rothhaarigen Sprößlinge dieses netten Paares, eins, zwei, drei, ein halbes Dutzend und Mehr, alle mit rothen Haaren und Sommersprossen, klapperdürr, wie die Herren Eltern und alle zusammen nur Wasser trinkend, es ist ein ganz großartiger Gedanke, zu dem ich mir, als dem Vater, Glück wünschen kann.

Durstewitz bemerkte zu seiner Freude, daß Wassermann sich mit Goldelse in ein Gespräch vertieft hatte und da er keine Zeit zur

Ausführung seines Planes betreffend Wassermann und die Goldelse verlieren wollte, so nahm er Werner einen Augenblick zur Seite.

„Sie würden mich zu großem Danke verpflichten", redete Durstewitz den alten Herrn an, „wenn Sie es so einrichteten, daß Hauptmann v. Wassermann bei Tisch seinen Platz neben dem Fräulein Rasselstein erhielte".

„Gewiß, gern", erwiderte Werner.

„Sehen Sie die Beiden, wie sie, sich eifrig unterhaltend, auf und abgehen? Merken Sie nichts, Herr Werner"?

„Ach, rief dieser überrascht, ich dachte, die Beiden hätten sich erst heute kennen gelernt".

„I, bewahre", sagte Durstewitz, vergnügt schmunzelnd, „ganz alte Bekannte, in der Garnison war schon ein Gemunkel darüber. Sie verstehen mich, Herr Werner. So etwas wie heimliche Liebe, von der Niemand etwas wissen darf".

„Ei, was Sie sagen, war mir ganz neu. Nnn sieh einmal Einer diese Goldelse! Verlobt sich heimlich mit einem Offizier und verheimlicht dies vor ihren besten Freunden".

„Ja, ja, so sind die Weiber", meinte Durstewitz salbungsvoll. „Der Wassermann ist auch so Einer von den Stillen. Vertraut mir sonst Alles an, diesmal hat er uns aber Alle zum Besten gehabt".

„Ein ganz nettes Paar das", meinte Werner fragend.

„Will ich meinen", bestätigte Durstewitz kopfnickend, „wie für einander geschaffen. Ich denke, bei dem heutigen Feste könnten wir zwei Verlobungen feiern, wenn die Herren Eltern damit einverstanden sind".

„Welche meinen Sie denn, Herr Lieutenant".

„Na, darf ich ganz offen sein"?

„Gewiß, ich bitte darum".

„Diejenige von Feldberg mit Ihrer Fräulein Tochter und diejenige Wassermann's mit seiner Lina".

„Wir wollen sehen", erwiderte Werner nachdenklich, „überlassen wir es dem Zufall, ich gebe meinen Segen dazu, wie ich es dem Herrn Oberst-Lieutenant schon versprochen habe.

„Ja wohl, überlassen wir es dem Zufall“ sagte Durstewitz, Werner die Hand drückend und sich an den Oberst-Lieutenant v. Lösenberg wendend, welcher sich gerade eine Rosenknospe in das Knopfloch gesteckt hatte.

„Sahen der Herr Oberst-Lieutenant den Hauptmann v. Wassermann dort mit der jungen Dame“?

„Gewiß, lieber Durstewitz“.

„Ein schönes Paar, meinen Sie nicht auch, Herr Oberst-Lieutenant“?

„Na, wie man's nimmt, mein Geschmack ist es nicht“, meinte v. Lösenberg offenherzig.

„Aber treu ergeben sind sie sich; heute soll Verlobung gefeiert werden“.

„Was Sie sagen“?

„Ja wohl“, log Durstewitz, „und auch, wie ich höre, diejenige Feldberg's mit Fräulein Werner“.

„Donnerwetter, dann habe ich aber meinen Auftrag schlecht ausgerichtet“, rief der Oberst-Lieutenant, indem er sich mit flacher Hand an die Stirn schlug. „Ich dachte, Sie wollten die junge Dame heirathen und da habe ich dem alten Herrn Sie als zukünftigen Schwiegersohn empfohlen. Das ist aber doch zu toll mit meiner Vergeßlichkeit“.

„Sonderbarer Weise scheint aber Herr Werner den Herrn Oberst-Lieutenant anders verstanden zu haben, denn als ich soeben mit ihm über die Angelegenheit sprach, meinte er, er habe Nichts gegen die Bewerbung Feldberg's einzuwenden, und er wolle Alles dem Herrn Oberst-Lieutenant überlassen“.

„Hat er das gesagt“?

„Jawohl, so habe ich ihn wenigstens verstanden. Und die Verkündigung der Verlobung Wassermann's mit Lina Rasselstein legt Herr Werner, oder vielmehr das Liebespaar auch vertrauensvoll in die Hand des Herrn Oberst-Lieutenant“.

„Schockschwerenoth, da müßte ich mich ja auf eine passende Rede vorbereiten“, erwiderte der Oberst-Lieutenant kleinlaut.

„Na, eine kleine Ansprache, wie der Herr Oberst-Lieutenant sie so meisterhaft verstehen, thut es auch schon“, sagte Durstewitz schmeichelnd.

„Na, denn in Gottes Namen, ich will mein Bestes thun, um die Leute zusammenzubringen“.

Jetzt blieb Durstewitz nur noch übrig, Feldberg zu veranlassen, Werner um die Genehmigung zur Verlobung mit seiner Tochter zu bitten nnd der allezeit thatkräftige Offizier suchte seinen Freund auch sofort auf, den er in der Gesellschaft seiner Liebsten in der uns schon bekannten Laube antraf.

„Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich Sie für ein Viertelstündchen der Gesellschaft meines Freundes beraube, ich habe mit ihm eine wichtige Angelegenheit zu besprechen“.

„Bitte sehr, Herr v. Durstewitz, wir unterhielten uns nur über gleichgiltige Dinge. Sie stören uns durchaus nicht“.

„Verstehe schon“, erwiderte Durstewitz lächelnd, und entführte Feldberg, der nur unwillig folgte, seiner Geliebten.

„Was ist los, Durstewitz“? fragte Feldberg, als sie außer Hörweite der jungen Dame waren.

„Herr Werner will Dich auf einige Augenblicke sprechen. Da ist er schon“.

„Hier, Herr Werner, ist mein Freund Feldberg, welcher schon seit einer Woche die Gelegenheit herbeisehnt, mit Ihnen eine für ihn sehr wichtige Angelegenheit besprechen zu können“, rief Durstewitz schnell, indem er seinem zögernden Freunde einen kräftigen Rippenstoß versetzte. „Ich will die Herren nicht stören, werde mir aber erlauben, später wieder vorzusprechen“. Damit war Durstewitz hinter einer Rosenhecke verschwunden.

Was die beiden Herren mit einander verhandelten, ist nicht bekannt geworden, nur so viel weiß man, daß Feldberg nach Verlauf einer halben Stunde seinen Freund Durstewitz aufsuchte und ihn freudestrahlend in die Arme schloß.

Nachdem nach und nach alle Gäste in dem prachtvollen Werner-'schen Garten eingetroffen waren, lud der Hausherr die ganze Gesellschaft zu Tisch. Der dicke Bürgermeister, welcher den badischen

Krieg mitgemacht hatte, wurde zur Rechten des Premier-Lieutenants v. Durstewitz gesetzt, der hagere pensionirte Lieutenant, der nur von Manövererlebnissen zu erzählen wußte, setzte sich ohne weitere Weisung zur Linken seines dicken Kameraden von Durstewitz. Gegenüber diesen erhielt Hauptmann v. Wassermann seinen Platz angewiesen und neben diesem wieder saß rechts die Goldelse, Lina Rasselstein und links der Oberst-Lieutenant v. Lösenberg. Dann folgten an des Letzteren linker Seite Fräulein Maria Werner und Lieutenant Feldberg, denen sich die übrigen Gäste an dem hufeisenförmigen Tische anschlossen.

Der Oberst-Lieutenant und Durstewitz waren sehr aufgeräumt, als sie ihre Plätze einnahmen. Vorher hatten sie sich eifrig aber leise in einer Fensternische unterhalten, wobei der Oberst-Lieutenant wiederholt vergnügt mit dem Kopf nickte und Durstewitz vertraulich auf die Schulter klopfte. Zur Festfeier hatte der Oberst-Lieutenant die Regiments-Musik bestellt, die während des Mittagmahls aufspielte und dadurch zur Erhöhung der allgemeinen frohen Stimmung wesentlich beitrug.

Die Unterhaltung bei Tische wurde nach und nach recht lebhaft, besonders als der Bürgermeister und sein Nebenbuhler im Erzählen, der pensionirte Lieutenant, auf ihre Abenteuer zu sprechen kamen. Der Bürgermeister erzählte mit lauter Stimme seinem Nachbar Durstewitz, wie schlimm er damals den Rebellen mitgespielt habe, während der Nachbar auf der andern Seite seinem lieben Kameraden v. Durstewitz im Vertrauen mittheilte, daß der dicke Bürgermeister ein großer Lügner sei, dem man nur die Hälfte von dem, was er erzähle, glauben könne. Der alte, magere Lieutenant erzählte dann seinem jüngeren Kameraden, wie er Durstewitz vertraulich nannte, zur Entschädigung für die bürgermeisterlichen Lügen, daß er während seiner langen Dienstzeit zwei Königen Treue geschworen und ein Hauptschwerenöther bei den Damen gewesen wäre. Durstewitz glaubte Alles, was ihm seine Nachbarn erzählten, auf Treu' und Glauben, dabei beobachtete er aber scharf den Oberst-Lieutenant, der fleißig der Flasche zusprach und den viel Wasser aber nur wenig Wein trinkenden Hauptmann v. Wassermann, der

sich ausschließlich mit seiner rothhaarigen Nachbarin, der Goldelse, unterhielt.

Durstewitz gab plötzlich dem Oberst-Lieutenant ein Zeichen, das dieser verstanden zu haben schien, denu er zwinkerte dem dicken Premier-Lieutenant zu, schob seinen Stuhl geräuschlos zurück und erhob sich, nach dem er sein Glas bis an den Rand mit edlem Rheinwein hatte füllen lassen.

Ein kräftiges Anschlagen an das Glas lenkte die Aufmerksamkeit der ganzen Tischgesellschaft auf den Oberst-Lieutenant. Dieser räusperte sich geräuschvoll, warf seinem Gegenüber noch einen freundlichen Blick zu und hielt dann folgende anmuthige Rede:

„Geehrte Damen, werthe Herren. Mir wurde der ehrenvolle Auftrag, Sie mit zwei freudigen Ereignissen bekannt zu machen, welche sich so zu sagen unter unseren Augen zugetragen haben. Das eine derselben ist die Verlobung der Tochter unseres verehrten Gastgebers, des Fräulein Maria Werner, mit dem Lieutenant Feldberg von unserem Regiment. Erheben Sie die Gläser, meine Herrschaften. Das Brautpaar lebe hoch! hoch! hoch!"

Alle stimmten jubelnd ein und die Musik spielte einen Tusch. Nun trat wieder tiefes Schweigen ein.

„Das zweite Ereigniß ist nicht weniger bedeutungsvoll, ich möchte sogar sageu, es ist ein ganz unerwartetes. Ich meine die Verlobung einer hochachtbaren juugen Dame unseres Kreises mit einem der besten Officiere Sr. Majestät des Kaisers und Königs. Um kurz zu sein, die Verlobung des liebenswürdigen Fräulein Lina Rasselstein, auch Goldelse genannt, mit dem königlichen Hauptmann und Kompagnie-Chef Clemens August Nikolaus Fürchtegott von Wassermann—Auch diesem Brautpaare ein dreifaches Hoch! Hoch! Hoch!"

Ein allgemeines Ah! der Verwunderung ging durch den Kreis. In der ersten Ueberraschung vergaßen viele der Gäste in das kräftige Hoch des Oberst-Lieutenants einzustimmen, aber Durstewitz und seine beiden Nachbarn unterstützten den Herrn von Lösenberg so

kräftig, daß das verwunderte Schweigen der übrigen Tischgäste gar nicht auffiel.

Wassermann selbst war, als der Oberst=Lieutenant ihn als Bräutigam vorstellte, wie vom Schlage gerührt, in seinen Stuhl zurückgesunken und stöhnte nur noch, einen verzweifelten Blick auf die ihn ganz zärtlich anschauende rothe Lina werfend, laut und vernehmlich: „Gott steh' mir armen Sünder bei, das ist zu viel! O, Herr von Durstewitz, warum haben Sie mir das angethan"!

„Aber, ich bitte doch sehr um Entschuldigung, Herr Hauptmann, ich habe doch so laut geschrieen, wie ich konnte. Wenn hier Leute sind, welche Ihnen die Braut nicht gönnen — ".

„Sie wollen mich wohl noch verspotten? unterbrach Wassermann den Redestrom seines Premier Lieutenants.

„Mit Nichten, Herr Hauptmann, im Gegentheil, es ist Niemand hier anwesend, welcher Ihnen Ihr Glück mehr gönnt, als ich."

Während dieses kurzen Zwiegespräches hatten sich alle Gäste von ihren Sitzen erhoben und eilten zu den beiden Brautpaaren, um diese zu beglückwünschen. Wassermann, welcher gar nicht mehr wagte, einen Blick auf seine Braut zu werfen, machte einen schüchternen Versuch, sich davonzuschleichen. Durstewitz vereitelte aber den Plan seines Hauptmanns, indem er schnell auf diesen zueilte und sein Glas auf einen Zug auf das Wohl Wassermann's und der Goldelse leerte. Lina Rasselstein fand sich noch am schnellsten in die sonderbare Lage. Wohl ahnend, daß hier ein loser Vogel seine Hand im Spiele habe, war sie aber doch klug genug, Nichts merken zu lassen, als ihre Freunde kamen, um ihr Glück zu wünschen. So lange der Hauptmann keinen Einwand gegen die Verlobung erhob, durfte sie als Dame doch auch nichts sagen und sie nahm deßhalb mit glücklichem Lächeln die Glückwünsche entgegen, welche ihr von allen Seiten dargebracht wurden. Wassermann dachte ähnlich wie Lina Rasselstein, seine Braut, nur bedauerte er, als adelsstolzer Mann, daß Goldelse nicht wenigstens eine von Rasselstein war. Doch der Alte hatte ja viel Vermögen, dachte der praktische Hauptmann weiter und das war dann immer noch besser, als ein stolzer Adelstitel und kein Geld.

Oberstlieutenant v. Lösenberg brachte dem langen Hauptmann jetzt auch seine Glückwünsche dar.

„Es ist der schönste Tag meines Lebens, lieber Wassermann,“ meinte der Oberstlieutenant, indem er dem Hauptmann die Hand schüttelte. „Wer hätte gedacht, daß Sie auch auf Freiersfüßen gingin, als Sie in's Manöver zogen. Meinen besten Glückwunsch!“

„Aber, Herr Oberstlieutenant, das ist ja ein colossales Mißverständniß, ich bin —“

„Ich verstehe, ich verstehe,“ rief v. Lösenberg mit den Augen blinzelnd, „wollten nicht eher Etwas sagen, als bis Sie ganz sicher wären. Recht so, lieber Wassermann, ein Soldat soll nicht allein tapfer, sondern auch vorsichtig sein. Gnädiges Fräulein,“ wandte sich der Oberstlieutenant jetzt an Goldelse, die noch immer nicht wußte, wie sie sich ihrem Bräutigam gegenüber benehmen sollte, „ich wünsche auch Ihnen Glück zu Ihrer Wahl. Sie bekommen einen guten Mann, der Sie auf den Händen tragen wird, darauf können Sie sich verlassen.“

Goldelse sah erröthend zu Boden. Wassermann wußte nicht, was er sagen sollte, und der Oberstlieutenant, welcher den ganzen Wirrwarr angerichtet hatte, blickte vergnügt den Vorbereitungen zu, welche nach der Aufhebung der Tafel getroffen wurden, um den Tanzlustigen gerecht zu werden.

Die braven Regimentsmusiker hatten sich auf eine halbe Stunde zurückgezogen, um auch ein reichliches Mahl zu sich zu nehmen und während die durstigen Krieger ihre Kehlen mit dem reichlich gespendeten Wein anfeuchteten, wurde der elegante Gartensaal für den schnell improvisirten Ball hergerichtet.

Oberstlieutenant v. Lösenberg und Durstewitz zogen sich mit dem kriegerischen Bürgermeister Schmalz und dem manöverkundigen pensionirten Lieutenant Brausewetter in eines der Nebenzimmer zurück, wo sie bald einer vorzüglich gebrauten Pfirsich-Bowle mit Eifer zusprachen. Das junge Volk bildete inzwischen Gruppen in dem Saale und da Wassermann doch Etwas thun mußte, um sich mit Goldelse auf die eine oder die andere Art zu verständigen, so

bot er ihr mit komischer Grandezza den Arm an und wandelte mit ihr, gleich den anderen Paaren, im Tanzsaal auf und ab.

Die Musikanten kehrten indessen zu ihren Plätzen zurück, wischten sich die Schnurrbärte und den Mund ab und brachten jene eigenthümlichen Töne hervor, welche man bei dem Stimmen der Musik-Instrumente zu hören gewohnt ist.

Lieutenant Feldberg führte die Polonaise mit seiner Braut an. Ihnen folgte Wassermann mit Lina Rasselstein, die sich, gleich ihrem Tänzer, in ihre Rolle als Braut gefunden zu haben schien und mit seligen Blicken zu ihrem langen Bräutigam hinaufschaute, der ihr allerlei altmodische Geschichten aus dem Soldatenleben erzählte. Die alten Herren, wozu sich auch Durstewitz zählte, sahen durch die offenen Flügelthüren eines Nebenzimmers dem fröhlichen Treiben in lustiger Stimmung zu und der Bürgermeister und der pensionirte Lieutenant stritten sich um die Ehre, Lösenberg und Durstewitz die tollsten Geschichten aus ihrer bewegten Vergangenheit zu erzählen.

So war es später Abend geworden, ohne daß die Tänzer ermüdeten. Plötzlich verließ Marie Werner den Arm ihres Bräutigams und eilte auf das Zimmer zu, wo die alten Herren sich niedergelassen hatten. Die junge Dame schien Jemanden zu suchen und als sie ihn nicht finden konnte, wandte sie sich mit der Frage an den Oberstlieutenant, ob er Herrn v. Durstewitz nicht gesehen habe.

„Durstewitz," sagte der Oberstlieutenant nachsinnend, „der saß ja eben noch neben mir. Wo sind Sie denn geblieben, Durstewitz, eine junge Dame wünscht Sie zu sehen."

Durstewitz hatte die Annäherung der Braut seines Freundes wohl bemerkt und ahnend, daß Fräulein Werner ihn zu dem soeben durch einen Tusch angekündigten „Damentanz" auffordern würde, hatte Durstewitz den Respekt so weit vergessen, daß er den breiten Rücken seines Vorgesetzten vor sich zurechtschob, um nicht bemerkt zu werden.

Durstewitz, der ein erklärter Feind des Tanzens im Allgemeinen war, versuchte durch allerlei Ausflüchte die ihm zugedachte Ehre abzulehnen. Es half ihm aber nicht und seinen Widerstand auf-

gebend wagte Durstewitz nun auch einen Tanz, der besser ausfiel, als er gedacht hatte.

Es war späte Nacht geworden, der Mond beschien die umliegenden Berge und den Rhein mit seinem matten Glanze, Todesstille herrschte ringsum nnd nur die Werner'sche Besitzung machte eine Ausnahme, wo unter dem Scheine hunderter farbiger Lichter ein vergnügtes Völkchen die Verlobung zweier Liebespaare feierte.

In einer verborgenen Ecke des Gartens saß ein schweigsames Paar. Es war ein baumlanger hagerer Offizier und eine rothhaarige Jungfrau, welche dort, ohne ein Wort zu reden, auf die silberfarbene Fluth des Rheines starrten.

In dem Paar erkennt man unschwer den Hauptman v. Wassermann und seine Braut, Fräulein Lina Rasselstein, genannt Goldelse.

„Sehen Sie, meine Gnädige," begann plötzlich der hagere Hauptmann mit stockender Stimme, „ich bin ebenso überrascht gewesen, wie Sie. Wenn ich auch in unserer, so plötzlich stattgefundenen Verlobung einen Fingerzeug des Herrn der Heerschaaren erblicke, so kann ich Ihnen doch nicht verhehlen, daß irgend ein Freund, der uns beiden wohl will, seine Hand im Spiel hatte. Ich für meinen Theil denke, es war der Premier-Lieutenant v. Durstewitz, der mir diesen Liebesdienst erwiesen hat. Und wenn ich dem dicken Herrn auch nicht gerade sehr gewogen bin, so muß ich es ihm doch zu gut halten, daß er Alles so schön gelenkt hat.

„Ist das Ihr Ernst, Herr Hauptmann"?

„Gewiß, meine gnädige Goldelse, wenn ich so sagen darf; ich glaube, es gibt kein Paar, das besser zueinander paßt, wie Sie und ich, und", fuhr Wassermann fort, indem er die Hand der rothen Lina ergriff, „wenn ich die Wahrheit sagen soll, so ist auch mein Herz bei der Verlobung gewesen und wenn Sie ähnliche Gefühle hegen, so lassen Sie uns der Geschichte ein Ende machen und Ja und Amen zu der Verlobung sagen, die der dicke Durstewitz angezettelt hat"!

Lina Rasselstein hinderte es nicht, als ihr Bräutigam ihre schmale weiße Hand ergriff und einen schüchternen Kuß darauf drückte und selbst, als Wassermann sich die Freiheit herausnahm, seine Braut um die Hüfte zu fassen und ihr einen herzhaften Kuß

auf die Lippen zu drücken, hatte Lina nichts Weiteres zu sagen, als: „Lieben Sie mich auch"?

„Ja", schrie Wassermann so laut, als ob er vor der Front seiner Compagnie stünde. „Ja, ich liebe Dich, Lina, von Herzen liebe ich Dich, und noch mehr als meine Compagnie".

Das Fest war zu Ende. Die Gäste verabschiedeten sich von dem Gastgeber und bald lag die Besitzung Werner's wieder in tiefem Frieden da. Nur ein hellerleuchtetes Zimmer bewies, daß noch nicht Alle zur Ruhe gegangen waren und ein Blick durch die halbgeöffneten Fenster zeigte das volle, geröthete Gesicht von Durstewitz, das vergnügte Antlitz des Oberst-Lieutenants und dasjenige Feldberg's, welcher sich wenige Augenblicke vorher von seiner Braut verabschiedet hatte. Schließlich stieß auch noch der Hauswirth zu seinen Gästen.

„Ist der Hauptmann Wassermann mit seiner Braut abgerückt"? fragte Durstewitz plötzlich, indem er einen scheuen Blick um sich warf. „Ich möchte mit meinem würdigen Capitän jetzt gerade nicht zusammentreffen, er möchte mir am Ende wegen seiner beschleunigten Verlobung Vorwürfe machen".

„Da sind Sie im Irrthum, Herr Lieutenant", meinte Werner, „Herr v. Wassermann war in ganz heiterer und glücklicher Stimmung, als er in Begleitung seiner Braut und seines zukünftigen Schwiegervaters den Heimweg antrat. Letzterer konnte es nicht unterlassen, seinem Schwiegersohn schon jetzt mitzutheilen, wie viel er seiner Tochter jährlich als Nadelgeld auszuwerfen gedenke. Es war eine artige Summe.

* * *

Am folgenden Morgen verließ das Bataillon des Oberst-Lieutenants v. Lösenberg schon frühzeitig das bisherige Cantonnements-Quartier, um an den nun folgenden Uebungen im Divisionsverbande Theil zu nehmen. Auf so gute Quartiere wie in L. hatten unsere Freunde nicht mehr zu hoffen und, da auch überdies die Truppe die folgende Nacht Bivouak beziehen mußte, so hatte der allzeit vorsichtige Herr v. Durstewitz schon zeitig für einen großen Vorrath an Getränken und Speisen aller Art Sorge tragen lassen. Werner's Keller und Küche standen den Offizieren zu diesem Zwecke zur freien

Verfügung und es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß Durstewitz von dem freundlichen Anerbieten seines Quartierwirthes ergiebigen Gebrauch machte und seinen treuen Burschen Friedrich so viel einstecken ließ, als er nur selbst schleppen und sonstwie unterbringen konnte.

Der Hauptmann v. Wassermann war diesmal der Letzte auf dem Platze, wo die Compagnie antrat. Durstewitz sah sich genöthigt, die Compagnie allein nachzusehen, da Feldberg, gleich dem Hauptmann, vor dem Ausrücken noch rührenden Abschied von seiner Braut nahm.

Feldberg erschien endlich auf der Bildfläche und gleich darauf bog Wasserman mit seinem Schimmel um die nächste Ecke.

„Die Compagnie zur Stelle und der Anzug nachgesehen, Alles in Ordnung", meldete Durstewitz pflichtschuldigst, indem er die Hand an den Helmschirm legte.

„Danke Ihnen, lieber Durstewitz, danke Ihnen", antwortete Wassermann mit so verbindlichem Gruß, als ihm nur immer möglich war. Die übrigen drei Compagnieen des Bataillons waren inzwischen auch angetreten und nun hätte abmarschirt werden können, wenn der Oberst-Lieutenant schon eingetroffen gewesen wäre.

Pünktlich auf die Minute erschien Herr v. Lösenberg auf dem Marktplatze und ritt seiner Gewohnheit gemäß, nachdem er dem Bataillon ein kräftiges „Guten Morgen, Füsiliere" zugerufen hatte, die Front entlang.

„Morgen, lieber Wassermann", begrüßte er diesen, als er an seine Compagnie herankam. „Gut bekommen"?

„Zu Befehl, Herr Oberst-Lieutenant", meldete dieser stramm dienstlich, indem er sich auf seinem Schlachtroß emporrichtete.

„Leute scheinen gutes Quartier gehabt zu haben", meinte der Oberst-Lieutenant im Weiterreiten, „sind Alle bepackt wie die Esel".

Ueber Wassermann's hageres Gesicht glitt ein Schimmer von Unruhe, als der Blick des Oberst-Lieutenants, welcher im Dienst keinen Spaß verstand, auf einem Füsilier haften blieb, der allerdings mehr einem Maulthier oder einem Lastträger, denn einem königlich preußischen Infanteristen ähnlich sah.

„Wer ist denn der Kerl mit dem geschwollenen Futtersack"? (Damit meinte der Oberst-Lieutenant natürlich den so sehr nützlichen Brodbeutel).

„Welchen Mann meinen der Herr Oberst-Lieutenant"?

„Na, den da im dritten Gliede, linker Flügel, erste Section, sieht aus wie ein Pechdraht".

„Das ist ein Offiziersbursche, Herr Oberst-Lieutenant".

„Habe mir schon gedacht, wahrscheinlich wieder der Ihrige. Erinnere mich noch an den Kerl, der auf dem ersten Marsche auch wie ein Kameel bepackt war. Trug damals einen ganzen Weinkeller mit sich herum".

Ehe noch der gute Wassermann Etwas erwidern konnte, war der Oberst-Lieutenant im Galopp an die Spitze des Bataillons geritten.

„Stillgestanden! Das Gewehr über, Bataillon Marsch"! brüllte der Oberst-Lieutenant, daß es von den alten buckligen Häusern, welche den Markt umsäumten, widerhallte und fort ging es zum Thore hinaus.

Durstewitz hielt sich auf dem Marsche von seinem Hauptmann möglichst fern und war nicht wenig erstaunt, als dieser ihn plötzlich mit freundlichem Augenblinzeln auf die Seite rief.

„Haben mir da wieder einmal einen netten Streich spielen wollen, lieber Durstewitz. Diesmal haben Sie das Böse nur gewollt und das Gute geschaffen, wie der Dichter sagt. Ich meine nämlich die Verlobung, die doch das Werk Ihrer Hände ist".

„Sie thun mir zu viel Ehre an, Herr Hauptmann, wenn Sie die Vermuthung aussprechen, ich hätte irgend einen Antheil an der Beschleunigung Ihrer Verlobung gehabt. Dieses Verdienst gebührt vielmehr dem Herrn Oberst-Lieutenant, der mir wiederholt versicherte, er freue sich, daß er auch sein Scherflein zu Ihrem Glücke beigetragen habe".

„Na, lassen wir es gut sein, lieber Durstewitz. Ich hoffe, daß für die Folge unsere gegenseitigen Beziehungen sich etwas gemüthlicher gestalten werden, als sie es bisher waren".

„Ist auch mein Wunsch, Herr Hauptmann", erwiderte Durstewitz, indem er seinen Burschen heranwinkte. „Friedrich, lange mir einmal

die Flasche Rothwein her, die aus Deinem Brodbeutel herausschaut. Der Herr Hauptmann genehmigen doch einen Schluck Walporzheimer? Ein ganz vorzüglicher Tropfen das. Auf Ehre".

„Aber ich trinke ja niemals so früh Wein", antwortete der Hauptmann halb ärgerlich über die Zumuthung seines Premier-Lieutenants.

„Na, es ist ja nur zur Feier der beiden gestrigen frohen Ereignisse. Da werden der Herr Hauptmann mir doch wohl keinen Korb geben".

„Nein, ich danke wirklich".

Durstewitz hatte die Flasche aber schon entkorkt, einen silbernen Becher aus der Tasche genommen und diesen bis zum Rande gefüllt. „Hier, Herr Hauptmann", sagte er dann, diesem den Becher darreichend.

Wassermann trank mit sichtlichem Widerstreben einen kleinen Schluck Wein nnd gab seinem Pferde dann die Sporen, um möglichst bald aus dem Bereich des dicken Lieutenants zu kommen.

Wau—Wau—Wau, heulte Schnaps, der Leibhund, aber plötzlich hinter dem Hauptmann her, daß dieser sich wüthend umdrehte und Durstewitz zurief:

„Aber, bitte, rufen Sie doch Ihren niederträchtigen Köter zurück, ich dachte, Sie hätten die Canaille in L. gelassen, wie sie mir doch fest versprachen und jetzt fängt das Viehzeug wieder mit seinen alten Streichen an".

„Ach, richtig, da ist ja der Schnaps auch wieder. Scheint durchgebrannt und mir nachgelaufen zu sein, Herr Hauptmann, ein treues Thier das, finden Sie nicht auch"?

„Na, ich danke für diese Anhänglichkeit", brummte der Hauptmann vor sich hin und ritt weiter, diesmal aber im Schritt, an die Spitze der Compagnie.

Der letzte Manövertag war endlich glücklich überstanden. Die folgende Nacht lagen die Truppen des Armee-Corps im sogenannten Luft-Bivouak. Der stramme Dienst hatte mit dem letzten Uebungstage sein Ende erreicht, alle Wachen waren, bis auf die Lagerwache, eingezogen und Jedermann gab sich der ungetheilten Freude des

Lagerlebens hin. Durstewitz hatte es sich nicht nehmen lassen, zur Feier der Verlobung seines Hauptmanns und seines Compagnie-Kameraden Feldberg eine Riesen-Bowle zu brauen, zu welcher alle Offiziere des Regiments geladen waren. Um die Freude noch zu erhöhen, trafen Nachmittags Werner und seine Tochter Marie, der Bergwerksbesitzer Rasselstein mit seiner „rothen Line", der Braut des Hauptmanns v. Wassermann, sowie der fette und kriegslustige Bürgermeister Schmalz und sein magerer, aber nicht weniger tapfere Freund, der pensionirte Lieutenant Brausewetter, im Bivouak ein und vergnügten sich an den harmlosen Spielen, welche die Mannschaften der einzelnen Compagnien zur Feier des Schlusses des Manövers aufführten.



Es war schon lange nach Mitternacht, als die Gäste endlich ihren Heimweg antraten. Den Rest der Nacht benutzten unsere militärischen Freunde, um sich durch einige Stunden Schlaf für die Eisenbahnfahrt am folgenden Tage zu stärken.

Am Abend traf das Regiment wieder in der Garnison C. ein.

Durstewitz machte sofort einen Rundgang durch seine verschiedenen Stammlokale, verkündete die im Manöver geschlossenen Verlobungen und berichtete seinen näheren Freunden schmunzelnd, welchen Antheil er an der Verlobung seines Hauptmanns genommen hatte. Nachdem die Reserven entlassen waren, gingen die meisten Offiziere des Regiments auf Urlaub, darunter auch Feldberg, der zugleich um seine Verweisung in die Reserve seines Regiments nachsuchte. Durstewitz schickte ihn nach seinem Gut am Oberrhein, damit er sich dort unter der Leitung seines Verwalters mit dem Weinbau

und der Behandlung des Weines vertraut mache. — Dort erhielt Feldberg eines Tages folgenden Brief von seinem uneigennützigen Freunde Durstewitz:

Lieber Feldberg!

„Du wirst wohl schon aus irgend einer Zeitung entnommen haben, daß ich zum Hauptmann und Compagnie-Chef befördert worden bin. Wassermann wurde überzähliger Major und ich habe seine Compagnie übernommen. Um mich auf mein neues Amt würdig vorzubereiten, werde ich eine sechswöchentliche Urlaubsreise antreten, nach deren Beendigung ich Dich besuchen werde, um zu sehen, welche Fortschritte Du in Deinem neuen Berufe gemacht hast. Neuigkeiten weiß ich Dir nur wenige zu melden. Die einzige, welche für Dich allenfalls wissenswerth erscheint, ist, daß Vater Müller, der brave Wirth vom „König von Preußen", das Zeitliche gesegnet und seiner Frau Nichts zurückgelassen hat, wie seinen Segen und eine große Schuldenlast. Die gute „Königin" will das Geschäft so lange weitertreiben, wie es geht. Oberst-Lieutenant v. Lösenberg hat auch Urlaub genommen und mir im Vertrauen mitgetheilt, daß er demnächst seinen Abschied nehmen wird. Mein treuer Hund, Schnaps, ist noch wohl und läßt Dich grüßen. Mit Wassermann verträgt er sich ganz gut, seit dieser Major geworden ist. Es war aber auch die höchste Zeit, sonst hättte ich den armen Schnaps am Ende noch abschaffen müssen.

Du fragst mich, ob ich nun nicht auch endlich daran dächte, zu heirathen? Wer weiß, was noch geschehen wird. Vorläufig will ich es aber noch eine Weile als Junggeselle versuchen. — Deinen zukünftigen Schwiegervater habe ich kürzlich auf einen Tag besucht. Da Du aber mit Deiner Braut in lebhaftem Briefwechsel stehst, so habe ich ja nicht nöthig, Dir über die Verhältnisse in L. Näheres zu berichten. Goldelse, Wassermann's Braut, sieht mich und den Oberst-Lieutenant als die Begründer ihres Glückes an und will sich aus Erkenntlichkeit für mich nach einer Frau umsehen. Das ist Alles für heute. Mit kameradschaftlichem Gruß,

Dein Durstewitz.

* * *

Mit dem Briefe des dicken nunmehrigen Hauptmanns Durstewitz wollen wir unsere wahrhafte Erzählung schließen. Nur so viel möge noch aus den ferneren Lebensschicksalen unserer Freunde verrathen werden, daß Wassermann seine Goldelse und Feldberg seine Marie im folgenden Frühjahr heimführten. Auch Durstewitz, den wir als Freund eines guten Tropfens und als heiteren Intriguanten kennen gelernt haben, verliebte sich auf der Hochzeit seines Freundes Feldberg in eine muntere Tochter Rheinlands und führte sie, „als die Schwalben heimwärts zogen", an den Altar.





Die Schatzgräber.





Wer die breite und gut gehaltene Landstraße entlang wandert, welche von der Festung E. durch ein wildromantisches Seitenthal des Rheines führt, gelangt nach etwa vierstündigem Marsche durch einen prächtigen Hochwald nach einem uralten Städtchen, das in unserer wahrhaften Erzählung eine Rolle spielen wird und dem wir den Namen Humbach geben wollen.

Die guten und schlechten Bürger von Humbach rühmen sich, daß das alte, auf einem Bergabhang erbaute und mit einer zerfallenen epheuumwachsenen Stadtmauer umgürtete Nest, das von einem, auf einem kegelförmigen Hügel gelegenen thurmreichen Schlosse überragt wird, schon zu römischen Zeiten bestand und eine Rolle in der Geschichte spielte. Die Geschichte weiß hiervon freilich nichts zu berichten. Thatsache ist aber, daß ein trierischer Kurfürst im frühen Mittelalter das Schloß erbaute und ihm einen lateinischen Namen gab, der im Laufe der Zeiten zu dem unpoetischen und echt deutschen Namen Humbach zusammenschrumpfte, den das etwa 4000 Einwohner zählende Städtchen noch heute führt. Die Humbacher bilden sich auf das Schloß, das Staatseigenthum ist, nicht wenig ein, fast so viel, wie früher, als sie noch Unterthanen eines im Jahre 1866 entthronten Herzogs waren, auf den Reichthum des Letzteren, wozu gar keine Veranlassung da war, da die meisten Einwohner des Städtchens selbst seit Menschengedenken bettelarme Leute waren und ein Sprüchwort in der benachbarten wohlhabenden Rheingegend sogar lautete: „So arm wie Humbach“.

Dieser eigenthümliche Stolz der guten Kleinstädter rührte wohl daher, daß ihr Schloß von den trierischen Kurfürsten zeitweilig als Residenz benutzt und auch später von ihren Nachfolgern, den Herzögen, zur Jagdzeit jedes Jahr auf mehrere Wochen mit einem Besuch beehrt wurde. Mit dem Landesfürsten kamen dann stets viele Gäste nach Humbach, welche dort, namentlich zu kurtrierischen Zeiten, ein lustiges und oft lüderliches Hofleben führten und die Einwohner nicht nur viel Geld verdienen ließen, sondern sie auch lehrten, wie man es am besten und schnellsten an den Mann bringen konnte. Die Humbacher waren gar gelehrige Schüler und bis auf den heutigen Tag gibt es wohl wenige Orte im weiten deutschen Reich, wo die Leute so lustig und sorglos in den Tag hineinleben, wie gerade dort. Schwerer Handarbeit gingen die alten und jungen Humbacher beider Geschlechter mit ganz wenigen Ausnahmen stets sehr gern aus dem Wege und ganz entsprechend dieser Neigung war es, daß ein Jeder, der es nur einigermaßen vermochte, zum Mindesten seinen ältesten Sprößling „studiren" ließ. Unter „studieren" war hier meistens nur das Studium der Gottesgelahrtheit zu verstehen und so war es denn nicht zu verwundern, daß eine große Anzahl Pastorate im Herzogthum mit Humbacher Bürgersöhnen besetzt waren.

Die jüngeren Söhne, welche sich mit einer Volksschulbildung begnügen mußten und sich einem gewerblichen Berufe widmeten, wählten sonderbarer Weise mit Vorliebe den ehrsamen Schuhmacherstand, und so kam es, daß in dem kleinen Landstädtchen zu der Zeit, wo unsere Geschichte spielt, mehr als hundert selbstständige Schuhmacher mit einer Schaar Gesellen und Lehrlingen ihr Gewerbe ausübten. Viele dieser Meister besuchten mit ihren Erzeugnissen die benachbarten Märkte und führten auf diese Weise ein kümmerliches Dasein, manche andere waren aber nur dem Namen nach Schuster und zogen es vor, statt auf dem Dreifuß zu sitzen und Schuhe und Stiefel zu machen, allerlei kleine Hantirungen zu verrichten und sich auf diese Weise ihren Unterhalt zu erwerben. Von diesen arbeitsunlustigen Schustern, zu denen sich auch noch eine Anzahl andere Gewerbetreibende gesellte, die ihr Handwerk an den Nagel gehängt hatten, wurden viele nur mit ihrem Spitznamen gerufen. Da gab

es einen Pariser Schuster, der so oder kurzweg „Pariser" genannt wurde, weil er einmal als Handwerksbursche in Frankreich herumgewandert war, einen Schuster-Pitter, einen Schuster-Matthes, einen verbummelten Tischler, der sehr bezeichnend Hobelscheu und einen andern, der, weil er ein lahmes Bein hatte, Hinkeldey genannt wurde. Zu dieser Bande von Tagedieben, die von den anständigen Bürgern das „Commünchen" genannt wurden, gesellte sich kurz nach dem deutsch-französischen Kriege noch ein Kerl, der vor Jahren nach Amerika dnrchgebrannt war und dort, wie er behauptete, so viel Geld verdient hatte, daß er jetzt in seiner Heimath von den Zinsen leben konnte.

Joseph Schmidt, oder der „Amerikaner", wie ihn die Leute kurzweg nannten, pflegte seine Genossen sehr oft im Wirthshaus mit Bier und Schnaps zu bewirthen und fand daher stets eine gläubige und dankbare Zuhörerschaft, welche seinen Erzählungen über das Wunderland Amerika mit Andacht lauschte. Wenn der Amerikaner in seinem breiten Schlapphut, den schlecht sitzenden Beinkleidern mit dem großen Hosenboden und dem kurzen Sackrocke im „Lustigen Husaren" erschien und mit den beringten Fingern in der Tasche mit den blanken Silber-Dollars klimperte, dann sammelte sich sofort ein Haufe Gäste um ihn, die sich nicht zweimal bitten ließen, ein Gläschen mit dem überseeischen steinreichen Gaste zu leeren. Der „Lustige Husar" war das Stammlokal der arbeitsscheuen Handwerksleute und dort konnte man stets einen oder den andern dieser saubern Zunft treffen. Das wußte der Amerikaner sehr wohl und da er gern allerlei Geschichten aus Amerika erzählte, so verbrachte er den größten Teil des Tages in dem genannten Gasthause.

Der Wirth „Zum lustigen Husaren", ein alter, schlauer Mann, behandelte den Amerikaner, der so manchen Thaler bei ihm verzehrte, mit großer Aufmerksamkeit und obschon er nur den geringsten Theil von dem, was der geehrte Gast erzählte, glaubte, so gab er sich doch den Anschein, als ob er auf das Wort des Herrn Joseph Schmidt so fest baue, wie auf die Bibel.

Das muß doch ein herrliches Land sein", meinte eines Tages Hinkeldey, der auch in seinen jüngeren Jahren weit herumgekommen

war und bei seinen Kumpanen in hohem Ansehen stand; „da gibt es keinen Fürsten, der Präsident wird von jedem geduzt und Geld verdient man, so viel man will, ohne sich besonders anzustrengen. Dahin möchte ich, bei Gott, in meinen alten Tagen auch noch auswandern, wenn ich nur so viel Geld aufbringen könnte, um die Reise zu bezahlen".

„Ganz meine Meinung", sagte Hobelscheu kopfnickend und einen mächtigen Zug aus seinem Glas nehmend, das der Amerikaner bezahlt hatte. „Nach Amerika sollten wir gehen, unsereins ist dort noch etwas werth, und wenn man dann nur mal recht viel Geld hat, dann macht man es wie der Herr Schmidt, kauft sich eine schwere goldene Uhr, Kette, Ringe und schöne Kleider und zeigt den hochnäsigen Leuten hier, wo Bartel den Most holt". Die ganze Gesellschaft zollte den Ansichten der Herren Hinkeldey und Hobelscheu Beifall und wenn der Amerikaner sich jetzt bereit erklärt hätte, für seine Zechgenossen die Reisekosten nach dem gelobten Lande zu bezahlen, so wären dieselben wie ein Mann bereit gewesen, sofort, wie sie gingen und standen, die Fahrt anzutreten.

Dem Amerikaner, der die Habsucht der armen Schlucker sowohl durch seine verführerischen Erzählungen, wie dadurch, daß er seine goldene Uhr und Kette und ein halbes Dutzend auffallend großer Ringe mit unächten Steinen bei jeder Gelegenheit vor ihren Augen spielen ließ, erregt hatte, fiel es aber im Traume nicht ein, sein Geld auf so nutzlose Weise zu vergeuden, sondern er verfolgte einen ganz anderen Zweck, zu dessen Erreichung er einen bestimmten Plan entworfen hatte.

Der Wirth zum lustigen Husaren war ein wohlhabender, aber sehr habsüchtiger Mann, der in der Wahl der Mittel, Geld zu verdienen, nicht sehr wählerisch war. In früheren Jahren hatten in seinem hübschen Schanklokal, mit dem im Sommer eine Gartenwirthschaft verbunden war, die zahlreichen Beamten und angesehenen Bürger von Humbach mit Vorliebe verkehrt; später aber hatte sich der Amerikaner mit seinen Genossen im lustigen Husaren eingenistet und die Folge davon war, daß die soliden Gäste wegblieben. Der Husarenwirth machte sich über diese Veränderung vorläufig keinen

Kummer, da die kleinen Leute, wie er sagte, ihn mehr verdienen ließen, wie die früheren vornehmen Gäste und dabei nicht so hohe Ansprüche machten wie die Letzteren. Ganz anderer Ansicht war aber die Frau des Husarenwirthes und dessen schmuckes Töchterlein, die Husaren Anna, wie man sie im Städtchen kurzweg nannte, denen das im lustigen Husaren zahlreich herumschwärmende Gesindel und namentlich der Amerikaner, der schwadronirende Lügenbold, ein Dorn im Auge waren. Die Husaren-Anna, das hübscheste Mädchen des Städtchens, war es aber gerade, welches den Amerikaner nach dem lustigen Husaren hinzog und ihn veranlaßte, dort täglich aus- und einzugehen und für die vielen, dort verkehrenden armen Teufel die Zeche zu bezahlen.

Die schöne Anna machte auch gar kein Hehl aus ihrem Widerwillen gegen den Amerikaner, und als dieser einmal die Frechheit hatte, sie um die schlanke Hüfte zu fassen und den Versuch machte, sie zu küssen, hatte Anna ihm eine schallende Ohrfeige gegeben und auf die halb verblüffte, halb wüthende Bemerkung des unverschämten Burschen, daß dies amerikanischer Brauch sei, nur erwidert, sie halte sich an den deutschen Gebrauch, und danach habe sie gehandelt, als sie ihm eine Ohrfeige gegeben. Mit der ihm eigenen Zähigkeit hatte der Amerikaner aber seine Werbung um Anna nicht aufgegeben, sondern erspähte jede Gelegenheit, sich ihr zu nähern und sie für sich zu gewinnen. Als das Mädchen aber alle Annäherungsversuche des prahlerischen Gesellen, der noch überdies ein Ausbund von Häßlichkeit und schon so alt war, daß er der Vater Anna's hätte sein können, mit Entrüstung zurückwies, schlug der hartnäckige Freier einen anderen Weg ein, um zum Ziele zu gelangen.

Die Husaren-Anna hatte gute Gründe, warum sie die Bewerbung des Amerikaners zurückwies und über ihren Vater, der die lüderliche Gesellschaft in seinem Hause duldete, erzürnt war. Anna hatte nämlich einem jungen Manne, der sich im Landrathsamte für das Verwaltungsfach einarbeitete, ihr Herz geschenkt und ihm gelobt, die Seine zu werden, sobald er eine feste Anstellung erhalten hätte. Robert Horstmar, so hieß der junge Mann, war von guter Familie, sehr beanlagt, ein hübscher Mensch, und in den Kreisen, in

welchen er verkehrte, sehr beliebt. Gelegentlich eines Balles im Bürger-Casino hatte er Anna kennen gelernt und sich in das heitere, liebenswürdige Mädchen, das eine gute Erziehung erhalten hatte, bis über die Ohren verliebt. Dem Mädchen gefiel Horstmar, der so ganz anders auftrat, wie die linkischen und anmaßenden Bürgerssöhne des Städtchens, welche sie der Sitte gemäß duzten und von ihr nur als der Husaren-Anna sprachen, sehr wohl und als sich die beiden jungen Leute später nochmals auf einem Waldausflug trafen, faßte sich Robert Horstmar ein Herz und gestand Anna seine Liebe. Diese war durch die schnelle Werbung etwas überrascht und bat sich anfänglich Bedenkzeit aus; Horstmar ließ sich darauf aber nicht ein und schließlich hielt es Anna für das Beste, sich nicht länger zu sträuben und erröthend sank sie dem jungen Manne an die Brust und versprach ihm, sein treues Weib zu werden.

So standen die Dinge, als der Amerikaner in Humbach auftauchte und im lustigen Husaren seinen Einzug hielt. Um dieselbe Zeit wurde Horstmar, welcher Reserve-Unteroffizier war, zu einer Dienstleistung einberufen und da der Amerikaner sie fortwährend mit seinen zudringlichen Werbungen bestürmte, so beschloß Anna, ihre Mutter in ihr Liebesgeheimniß einzuweihen, um bei dieser eine Stütze zu finden, falls ihr Vater, wie sie fürchtete, die Anträge des Amerikaners unterstützen und, geblendet durch dessen angeblichen Reichthum, in sie dringen sollte, dem verhaßten Menschen die Hand zu reichen. Horstmar besaß nur ganz bescheidene Mittel und konnte vor seiner Anstellung als rheinischer Bezirks-Bürgermeister nicht daran denken, seine Braut heimzuführen; darüber konnten noch mehrere Jahre vergehen, und soviel war gewiß, daß der geldgierige Husarenwirth Himmel und Erde in Bewegung setzen würde, um seine Tochter zu einem Wortbruch zu verleiten, wenn er in Erfahrung gebracht hätte, daß sie sich mit dem wenig bemittelten Horstmar verheirathen wolle. Als Mittel zur Erreichung seines Zweckes bediente sich der Amerikaner des verbummelten Tischlers Hinkeldey, jenes verschmitzten alten Burschen, der sich in aller Herren Länder herumgetrieben und sich schon mehrmals einen Kuppelpelz verdient hatte. Der Amerikaner versprach Hinkeldey eine ansehnliche Summe

Geldes, wenn er ihm dazu behülflich wäre, die schöne Anna heimzuführen, und da Hinkeldey's sehnlichster Wunsch war, noch in seinen alten Tagen nach Amerika auszuwandern, so gelobte ihm der Amerikaner auch noch mit einem Eide, er wolle ihn mit nach dem gelobten Lande nehmen und ihn bis an sein Lebensende bei sich behalten. Ehe Hinkeldey aber noch an's Werk gehen konnte, trug sich ein Ereigniß zu, welches die Pläne des Amerikaners in ein neues Fahrwasser lenkte.

* * *

„Im goldenen Löwen", dem ersten Gasthof des Städtchens, hatten sich eines Abends, wie üblich, die Beamten und die wenigen bemittelten Bürger des Städtchens eingefunden, um nach des Tages Last und Mühe die Tagesereignisse zu besprechen. Die Gesellschaft, welche an dem großen runden Stammtisch Platz genommen hatte, bestand aus dem Amtsrichter, einem alten Junggesellen, der wenig sprach, aber desto mehr trank und aus einer langen Pfeife rauchte; aus dem Apotheker, einem stets übelgelaunten Manne, der immer über die schlechten Zeiten klagte; dem Progymnasiallehrer Blödermann, der im Wirthshaus das große Wort führte, von seinen Schülern aber zum Narren gehalten wurde; einem alten, tauben Arzt, der sich um seine Nachbarn wenig kümmerte und meistens mit sich selbst sprach, und endlich den zwei Kaufleuten des Städtchens, welche zugleich Stadträthe waren und sich auf ihre Würde nicht wenig einbildeten. Blödermann hatte wieder eine seiner langweiligen Geschichten erzählt, der Niemand zugehört hatte, wie der alte Doktor, der sie aber nicht verstand, weil er harthörig war; der Amtsrichter hatte sich das sechste Glas Bier bringen lassen und wieder eine neue Pfeife angezündet, deren Rauch er, wie das seine Gewohnheit war, seinem Nachbar, dem langweiligen Blödermann, welchen er in der Tiefe seiner Seele verabscheute, in das Gesicht blies und der Stadtrath Sauerbrei hatte seinem Collegen mit feierlichem Ernst verkündet, er habe für den Winter schon das nöthige Quantum Häringe eingekauft, da dieselben sehr theuer zu werden schienen, als sich die Thüre öffnete und der Stadtschreiber Schnabelius hereinschritt, der sich auf seinem langjährigen Sitze am Stammtisch niederließ.

Der Herr Stadtschreiber war ein hageres Männchen mit einem mächtigen Kahlkopf, spitzem, runzeligem Gesicht und einem so gewaltigen Riechorgan, daß man ihn im Städtchen nur den Nasenkönig nannte. Der alte Herr war unverheirathet, besorgte seinen eigenen Haushalt und gönnte sich nur das einzige Vergnügen, daß er Abends den „Goldenen Löwen“ besuchte und die Stammgäste von den Ergebnissen seiner Schmetterlings- und Insektenjagden, oder seinen Entdeckungen in dem alten städtischen Archiv, das unter seiner Aufsicht stand, unterhielt. Herr Schnabelius war im Städtchen wohl gelitten und da er recht hübsch zu erzählen verstand, so war er am Stammtisch eine gern gesehene Persönlichkeit.

Der neue Gast trug an diesem Abend eine sehr wichtige, ja feierliche Miene zur Schau und da dies stets ein Zeichen war, daß der Herr Stadtschreiber irgend eine wichtige Entdeckung oder einen außergewöhnlich guten Fang gemacht hatte, so trat eine plötzliche Pause in der Unterhaltung ein und selbst der schwatzsüchtige Professor Blödermann verstummte für einen Augenblick und blickte durch seine Brille erwartungsvoll nach dem Stadtschreiber hinüber, der sein Bierglas mit ruhiger Würde zu den Lippen führte und einen gewaltigen Schluck that.

„Ich habe eine ganz absonderliche Entdeckung gemacht, meine Herren“, begann jetzt Schnabelius, indem er mit einem feierlichen Blicke die Tafelrunde musterte, „eine Entdeckung, die, wenn sie sich bewahrheitet, für unsere Stadt von unermeßlichem Nutzen sein wird.

Während der Amtsrichter zum Zeichen seiner Neugierde Blödermann schnell einige dichte Rauchwolken in das Gesicht paffte, sahen die übrigen Gäste erwartungsvoll auf den Sprecher, der sich bequem in seinem hochlehnigen Stuhle zurechtsetzte und eine Prise nahm.

„Erzählen, lieber Schnabelius“, rief man von allen Seiten, und nachdem der Stadtschreiber bedächtig einen neuen Schluck aus seinem Glase genommen hatte, begann er in weitläufiger Weise seine Geschichte zu erzählen.

„Vor langen Jahren“, begann der Stadtschreiber, „als ich noch ein Knabe war, verbreitete sich eines Tages das Gerücht in der Stadt, im hiesigen Stadtwalde sei ein Schatz von unermeßlichem

Werthe vergraben. Unser damaliger Bürgermeister, Gott hab' ihn selig, soll damals einen Brief erhalten haben, in welchem ihm ein unter Napoleon dem Ersten stehender deutscher Soldat, der schwer verwundet in einem Lazareth in Frankreich lag, die Mittheilung machte, er sei zugegen gewesen, als ein vor den Blücher'schen Schaaren über den Rhein flüchtender General im hiesigen Stadtwalde seine Kriegskasse vergrub, um zu verhindern, daß dieselbe dem ihm hart auf den Fersen folgenden Feinde in die Hände fiele. Diese Kriegskasse soll mehrere Millionen Franken und Kleinodien aller Art, die der wackere Feldherr in aller Herren Länder zusammengestohlen hatte, enthalten haben. Unser alter, etwas schwerfälliger Bürgermeister soll bei dem Empfange dieses Briefes den Kopf geschüttelt, der sonderbaren Mittheilung aber keine Beachtung geschenkt haben, umsomehr, als der Briefschreiber nichts Weiteres von sich hören ließ. Als aber kurz nach Beendigung der Freiheitskriege eines Tages zwei Franzosen, wie sich später herausstellte, ehemalige napoleonische Offiziere, hier eintrafen und in geheimnißvoller Weise den Stadtwald zu durchsuchen begannen, da wurde die Bürgerschaft aufmerksam auf das Treiben der Fremden und der Herr Bürgermeister erinnerte sich nun plötzlich jenes Briefes, worin ihm über eine im Stadtwalde vergrabene Kriegskasse Mittheilung gemacht worden war. Leider konnte jener Brief, in welchem die Stelle angegeben war, wo der Schatz ruhen sollte, trotz eifriger Nachforschungen nicht mehr aufgefunden werden, die Nachricht hatte unsere Bürgerschaft indessen so erregt, daß ganze Schaaren von Männern und Knaben, ja selbst Frauen und Mädchen nach dem Stadtwalde hinauszogen und mit den beiden Franzosen gemeinschaftlich nach dem Schatze suchten. Es wurde aber nichts gefunden und entmuthigt zogen zuerst die französischen Offiziere von dannen, und bald darauf stellten auch die Humbacher Bürger das Schatzgraben ein und kehrten zu ihren arg vernachlässigten Geschäften wieder zurück. In den tollen Jahren 1848 und 1849, als kein Mensch mehr Lust zum Arbeiten hatte und das Geld zum Kneipen zu mangeln begann, wurde nochmals nach der Kriegskasse gesucht, aber auch diesmal ohne Erfolg".

Der Stadtschreiber holte hier tief Athem, erfrischte seine Zunge durch einen Schluck Bier und fuhr dann fort:

„Wie Sie wissen, meine Herren, ist es meine Liebhaberei, in meinen Mußestunden das städtische Archiv zu durchstöbern und alte, für die Vorgeschichte unserer Stadt wichtige Schriftstücke zu sammeln, um demnächst eine Chronik der Stadt Humbach herauszugeben. Als ich nun heute Abend wieder einmal in den alten Aktenstücken herumwühlte, fiel mir ein vergilbtes Blatt Papier in die Hand, auf das ich unwillkürlich einen Blick warf. Und wissen Sie, meine Herren, was ich in meinen Händen hielt"? rief der Erzähler jetzt freudestrahlend, indem er hastig seinen langen, altmodischen Rock aufknöpfte und ein zusammengefaltetes Blatt aus der Brusttasche zum Vorschein brachte.

„Nun"? riefen alle Stammgäste erwartungsvoll wie aus einem Munde.

„Den Brief des Soldaten, welcher über die Stelle, wo die Kriegskasse zu finden ist, genaue Auskunft gibt".

„Vorlesen", rief der Amtsrichter, indem er mit einem Zuge sein Glas leerte und seinem Nachbar Blödermann einen Rippenstoß versetzte, daß dieser beinahe vom Stuhle herabgefallen wäre. Der alte taube Doktor, welcher kein Wort verstanden hatte, aber an den neugierigen Mienen der übrigen Gäste gar wohl bemerkt hatte, daß sich irgend etwas Außergewöhnliches ereignet hatte, erkundigte sich bei dem griesgrämigen Apotheker, was denn eigentlich los sei und verlangte nun, daß der Brief mit lauter Stimme vorgelesen werde, damit er auch erfahre, was darin stehe.

Inzwischen hatte der Stadtschreiber den Brief entfaltet und las nun Folgendes:

Luneville, 5. Februar 1814.

An den Bürgermeister von Humbach.

Ich liege hier im Lazareth schwer verwundet nieder und will nicht aus der Welt scheiden, ohne Euch ein wichtiges Geheimniß enthüllt zu haben. Ich war als Ordonnanz dem Stabe des Marschalls — — beigegeben, und als wir im Dezember vor den Preußen Reißaus nehmen mußten, befahl der General, die Kriegskasse an einer einsamen Stelle im Walde, in der Nähe Ihrer Stadt, zu

vergraben. Außer dem General und zwei Adjutanten desselben wußten nur ich und zwei französische Unteroffiziere den Platz, wo die Kasse vergraben war, und damit ich die Stelle später wiederfände, habe ich mir dieselbe genau gemerkt. Die beiden Unteroffiziere sind in einer Schlacht gefallen, der General und seine Adjutanten leben wohl noch, ob dieselben aber je die Stelle wiederfinden werden, wo der Schatz ruht, ist sehr fraglich, da sie nur ganz oberflächliche Aufzeichnungen machten und die Gegend nicht kannten. Ich als Deutscher denke aber, daß, wenn wir armen Teufel auch von unserem Herzog an die Franzosen verkauft waren, das Geld, über zwei Millionen Franken, und die vielen Gold- und Silbersachen, welche in Deutschland gestohlen sind, meinen Landsleuten zu Gute kommen sollten, und so will ich Euch, Herr Bürgermeister, den Platz verrathen, wo der Schatz vergraben ist. In dem Walde, eine Stunde von Humbach entfernt, hart an der Straße, die nach der Festung E. führt, steht ein Kreuz auf einem kleinen Hügel. Wenn Ihr von dem Kreuze hundert Schritte — —

Hier war das untere Stück von dem Briefe abgerissen, das der alte Bürgermeister, der sehr stark rauchte, wohl zum Anzünden der Pfeife benutzt hatte, und ziemlich enttäuscht meinte der Amtsrichter, da sei es wohl sehr schwer, den Schatz zu heben.

Aehnlicher Ansicht waren auch die übrigen Gäste, und nur der Doktor, welcher nur wenig von dem Inhalt des Briefes verstanden zu haben schien, frug ganz ernsthaft, wann denn das viele Geld vertheilt würde und ob er auch etwas davon bekommen werde.

Der Stadtschreiber war dagegen der Meinung, daß es auf Grund der in dem Briefe enthaltenen Mittheilungen gar nicht so schwer sein dürfte, den Kriegsschatz zu finden, da derselbe ohne Zweifel nur hundert Schritte von dem Kreuz entfernt vergraben sei, wie sich aus den Schlußworten des Briefes schließen lasse.

Nachdem diese Frage genügend erörtert war und Progymnasial-Lehrer Blödermann, der, wahrscheinlich weil er französichen Unterricht im Progymnasium ertheilte, eine große Verehrung für alles Französische empfand, unter der Entrüstung der übrigen Stammgäste die Ansicht geäußert hatte, die Kriegskasse müsse doch

wohl der französischen Regierung überantwortet werden, wenn sie aufgefunden würde, erklärte der Stadtschreiber, der Kriegsschatz gehöre von Gott und Rechtswegen der Stadt Humbach, da er auf städtischem Grund und Boden vergraben worden sei. Selbstverständlich würde der Finder einen angemessenen Finderlohn und auch der Fiscus seinen Antheil erhalten.

Unter lebhaften Debatten, an denen selbst der sauertöpfige Apotheker und der taube Doktor, dem die ganze Geschichte noch nicht recht klar war, theilnahmen, war es Mitternacht geworden, und als die Stammgäste endlich mit erhitzten Köpfen den Heimweg antraten, eröffnete ihnen der Stadtschreiber Schnabelius im Vertrauen, es seien schon die nöthigen Schritte gethan, um gleich am Morgen eine gründliche Durchsuchung des Stadtwaldes nach dem Kriegsschatze von Seiten der städtischen Behörde vornehmen zu lassen.

Wie ein Lauffeuer hatte sich indessen schon am selbigen Abend die Nachricht von den verborgenen Schätzen durch die Schwatzhaftigkeit des alten, dem Trunke ergebenen Polizei-Sergeanten Gill im Städtchen verbreitet und im „Lustigen Husaren" hatten die Stammgäste beschlossen, in der Frühe unter der Führung des Amerikaners, der in Californien das Schatzgraben erlernt haben wollte, einen Ausflug nach dem Stadtwald zu unternehmen, um womöglich noch vor Ankunft der städtischen Beamten den Schatz zu heben. Besondere Thätigkeit entwickelte Hinkeldey, der ein Schnäpslein nach dem andern trank und ein um das andere Mal versicherte, wenn er den Schatz fände, so würde er schon Sorge dafür tragen, daß derselbe nur ihm und seinen Freunden zu Gute käme. Aehnlich sprachen sich auch Hobelscheu und die anderen zahlreichen Tagediebe aus, welche im „Lustigen Husaren" zu verkehren pflegten. Der Amerikaner meinte, es würde am besten sein, wenn sie sich mit dem vielen Gelde nach den Vereinigten Staaten begäben, wo ein Jeder, der baares Geld habe, ein geachteter Mann sei.

Nach langem Hin- und Herreden wurde beschlossen, gar nicht zu Bett zu gehen, sondern durchzukneipen und noch vor Tagesanbruch nach dem Stadtwald auszurücken. Ein jeder versah sich

mit einer Schaufel und der unentbehrlichen Schnapsflasche und endlich trat die ziemlich angeheiterte Gesellschaft ihren Marsch an.

Am Ausgange des Städtchens gesellte sich der Polizei-Sergeant zu den Schatzgräbern, der von dem Bürgermeister angewiesen worden war, alle Unberufenen von der Stelle im Walde, wo das Kreuz stand, fern zu halten. Der alte Sergeant, ein Veteran aus den Freiheitskriegen, der gern einen guten Tropfen trank und schon stark an Gedächtnißschwäche litt, hatte seinen Auftrag unter dem freundlichen Zuspruch der Schatzgräber aber gar bald vergessen und legte sich, nachdem die Stelle erreicht war, wo die Kriegskasse vergraben sein sollte, ruhig zum Schlafen nieder, wie er es seit Jahren als Nachtwächter von Humbach, welches verantwortliche Amt er noch nebenbei versah, gewöhnt war, zu thun. Ehe noch der Bürgermeister und der Stadtschreiber Schnabelius mit ihren Leuten eingetroffen waren, hatten die Stammgäste des „Lustigen Husaren" schon die nächste Umgebung des Kreuzes durchwühlt, Sträucher und Bäume ausgehoben und noch sonst allerlei Waldfrevel bei ihrem planlosen Suchen noch der Kriegskasse verübt.

Als endlich das Stadtoberhaupt erschien, gebot dieses den Schatzgräbern im Namen des Gesetzes Einhalt; und als seinem Befehle nicht Folge geleistet wurde, sah er sich nach seinem alten Polizeidiener und Nachtwächter um, der, statt seines Amtes zu walten, im Grase sein Räuschlein ausschlief.

„Steht auf Grill," rief der Bürgermeister zornig, als er seinen Untergebenen endlich bemerkte; „ist das die Art, wie Ihr meine Befehle befolgt?"

Der Veteran erhob sich schwerfällig von seinem Lager, rieb sich die müden Augen und warf einen erstaunten Blick um sich.

J, der Tausend, Herr Bürgermeister, schon so früh auf den Beinen?" rief er, als er seinen Vorgesetzten bemerkte. „Was ist denn eigentlich hier los? Da ist ja auch der Herr Stadtschreiber; es soll wohl eine Holzversteigerung hier stattfinden?"

„Nein, Sie alter Sünder," fiel der Bürgermeister dem Polizisten ins Wort; „ich sandte Sie hierher, um die Schatzgräberei

dieser Leute zu verhindern, und nun liegen Sie hier und schlafen, als wenn Sie die ganze Geschichte nichts anginge."

„Hm, hm," sagte der Alte kopfschüttelnd, „jetzt fällt mir Alles wieder ein. Entschuldigen Sie meine Vergeßlichkeit, Herr Bürgermeister, ich bin ein alter Mann und habe wahrhaftig im Augenblick nicht gewußt, wozu ich eigentlich hier bin. Und dann auch, Herr Bürgermeister, was sollte ich armer alter Mann mit meiner Gicht in den Beinen gegen diese Rotte ausrichten? Die Kerle wären im Stande gewesen, mir die Knochen im Leibe entzwei zu schlagen."

Der Bürgermeister achtete nicht weiter auf das Gerede des Alten und ersuchte nochmals die unberechtigten Schatzgräber, sich schleunigst zu entfernen, widrigenfalls er die Gensdarmerie herbeirufen lassen werde. Diesmal leisteten die Leute dem Befehl des Bürgermeisters Folge und ließen sich in der Nähe nieder, von wo aus sie die neuen Ankömmlinge bei ihren Arbeiten beobachten konnten.

Die Arbeiter, welche der Bürgermeister mitgebracht hatte, durchwühlten jetzt unter der Anleitung des Stadtschreibers den Boden nach allen Richtungen, aber die Glocke eines benachbarten Dorfes hatte schon die Mittagsstunde geläutet und noch immer hatten die schweißtriefenden Leute die Kriegskasse nicht gefunden. Nachdem die Arbeiter sich durch ein frugales Mahl gestärkt und unter den schattigen Buchen ein Mittagsschläfchen gehalten hatten, wurde die Arbeit fortgesetzt, aber auch diesmal war die Mühe erfolglos, und gänzlich entmuthigt befahl der Bürgermeister seinen Leuten gegen Sonnenuntergang, nach einer Berathung mit dem Stadtschreiber, die Arbeit einzustellen und den Heimweg anzutreten.

Der Amerikaner und seine Verbündeten, welche mit Schadenfreude dem Treiben der städtischen Arbeiter zugeschaut hatten, blieben indessen auf dem Platze zurück und setzten im weiten Umkreise des Kreuzes ihre Nachforschungen mit erneutem Eifer fort; als sie aber nach mehrstündigem Suchen noch immer nicht auf die verborgenen Schätze gestoßen waren, ließen auch sie Schaufel und Hacke ruhen und wanderten fluchend nach Hause.

Nachdem sich die Schatzgräber im „Lustigen Husaren" durch manchen kühlen Trunk wieder neuen Muth eingeflößt hatten, wurde

der Beschluß gefaßt, am folgenden Morgen die Nachforschungen fortzusetzen.

„Wir müssen das Geld haben," rief Hobelscheu, „und wenn wir den ganzen Wald durchwühlen müssen; es wäre ja eine Schande, wenn wir uns so schnell in's Bockshorn jagen ließen." Derselben Ansicht waren auch die anderen Gäste und da Herr Joseph Schmidt, der reiche Amerikaner, die ganze Gesellschaft frei hielt, so dachte Keiner mehr an das Nachhausegehen, als bis der Gendarm erschien und Feierabend gebot. Da dieser Beamte nicht mit sich spaßen ließ und auch nicht, wie der alte Polizei-Sergeant, einem Bestechungsversuche in der Form einiger Schnäpslein zugänglich war, so hielten es die Gäste des „Lustigen Husaren" für das Beste, den Heimweg anzutreten und sich durch einen gesunden Schlaf für die Mühen des nächsten Tages zu stärken.

Im „Goldenen Löwen" hatten die Stammgäste an demselben Abend auch eine längere Sitzung abgehalten und waren, mit Ausnahme des hoffnungsvollen Stadtschreibers, zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Mähr von dem vergrabenen Schatze entweder ein schlechter Scherz, oder daß die Kriegskasse anderswo zu suchen sei. Schnabelius war indessen fest überzeugt davon, daß die Kriegskasse nicht weit von dem Kreuze im Stadtwalde entfernt vergraben sein müsse und sprach sein Bedauern darüber aus, daß der Bürgermeister sich unter keinen Umständen dazu verstehen wollte, einen neuen Entdeckungszug zu unternehmen.

„Wir haben uns," erklärte der im „Goldenen Löwen" ebenfalls anwesende Bürgermeister, „mit dieser verrückten Schatzgräberei gehörig blamirt und ich habe noch obendrein vom Landrath einen tüchtigen Rüffel bekommen, daß ich mich zu solchem Unsinn verleiten ließ. Es wäre, meinte der Landrath, sehr leicht möglich, daß ich noch obendrein von der Forstbehörde wegen Waldfrevels belangt würde, da die Bäume und Sträucher auf einem weiten Umkreise gänzlich zerstört seien."

„Wie ich soeben hörte", bemerkte der Stadtrath Sauerbrei, „beabsichtigen die Leute, welche gestern außer dem Herrn Bürgermeister auf eigene Faust nach der Kriegskasse suchten, auch morgen

wieder nach dem Walde hinauszuziehen und ihre Nachforschungen fortzusetzen; es wird dann wohl nichts Anderes übrig bleiben, als diese Gesellschaft, in welcher sich viele schlechte Subjekte befinden, gewaltsam an der Fortsetzung der Waldverwüstung zu verhindern.

„Das versteht sich von selbst", entgegnete der Bürgermeister mit einer Amtsmiene, „ich werde in dem Falle die Gendarmerie zu Hilfe nehmen, da die rabiaten Kerls unserem alten Polizei-Sergeanten, der sich von ihnen mit Schnaps bewirthen ließ, schon heute Morgen den Gehorsam verweigert haben".

Der alte Doktor, welcher geglaubt hatte, die Kriegskasse sei schon gefunden und es handle sich nur noch um die Theilung der Beute, erfuhr jetzt zu seinem Verdruß, daß die Schatzgräberei ganz erfolglos gewesen sei und gerieth über diese Mittheilung so in Aerger, daß er sein Glas in einem Zuge leerte und brummend das Lokal verließ. Dem Amtsrichter und dem Apotheker, welche beide in guten Verhältnissen lebten, war es ganz gleichgiltig, daß die Schatzgräberei mißlang und der franzosenfreundliche Progymnasiallehrer Blödermann schien sich sogar zu freuen, daß die Kriegskasse nicht gefunden worden war.

Als der Bürgermeister am anderen Morgen in seiner Amtsstube saß und gerade mit dem Stadtschreiber die Maßregeln berieth, welche zu ergreifen seien, wenn der Unfug im Walde, — so nannte das Stadtoberhaupt jetzt die Schatzgräberei — fortgesetzt würde, erschien der Gensdarm und meldete, ein Haufen Volkes, wohl gegen 200 verwegene Gesellen aus Humbach und den benachbarten Dörfern, suchten wieder nach der Kriegskasse und hätten seinem Befehle, sich zu entfernen, keine Folge geleistet. Als er einen der Haupträdelsführer, einen gewissen Joseph Schmidt, genannt der Amerikaner, der sich besonders frech benommen und erklärt habe, einem amerikanischen Bürger habe ein Gensdarm nichts zu befehlen, habe verhaften wollen, hätte die ganze Bande ihm Widerstand geleistet und würde ihn sicherlich mißhandelt haben, wenn er nicht gedroht hätte, jeden niederzuschießen, der ihn anfasse.

Bald darauf lief auch eine schriftliche, „Kulturangelegenheiten betreffend" überschriebene Meldung des Revierförsters ein, worin

dieser das Bürgermeister-Amt von Humbach davon in Kenntniß setzte, daß ein Haufen widerspenstigen Gesindels die neuen Anpflanzungen im Stadtwald, Revier Kreuzberg, zerstöre und alle dienstlichen Aufforderungen, von dem sträflichen Thun abzulassen, nur mit Hohngelächter beantworte. Mit großer Bestürzung vernahm der Bürgermeister diese Hiobsposten, und da ihm kein weiteres Mittel, die unbotmäßigen Burschen zur Ordnung zu bringen, zu Gebote stand, so erstattete er dem Landrath des Kreises Humbach gehorsamste Anzeige von dem Vorgefallenen und legte die Meldung des Försters und des Gensdarmen zum Belege bei.

Ehe wir nun berichten, welche Schritte der sehr schneidige Landrath des Kreises Humbach gegen die unbotmäßigen Schatzgräber einschlug, wollen wir dem lustigen Husaren einen Besuch abstatten, um zu erfahren, was sich dort in den letzten zwölf Stunden ereignete.

Als an jenem Abend die Stammgäste des lustigen Husaren, der Aufforderung des Gensdarmen Folge leistend, den Heimweg antraten, hatte sich Hinkeldey vor den spähenden Augen des Gesetzes in einem Nebenzimmer verborgen, aus welchem er, sobald die Luft rein war, wieder hervorschlüpfte, um mit dem Wirth, wie er sagte, noch eine wichtige Angelegenheit zu besprechen. Der sehr mißtrauische Husarenwirth, welcher Hinkeldey nicht besonders grün war, meinte, das habe ja Zeit bis morgen, als sein später Gast aber eine Flasche vom „Besten" mit zwei Gläsern bestellte, schmunzelte er freundlich und brachte das Verlangte.

„Ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen", begann Hinkeldey, als der Husarenwirth ihm gegenüber an einem Tische Platz genommen und mit ihm angestoßen hatte, „die für Sie von großer Wichtigkeit ist".

„Ich wüßte nicht", entgegnete der Husarenwirth, „was Ihr mir Wichtiges mitzutheilen hättet, es müßte denn eines der Gaunerstückchen sein, deren Ihr schon so viele ausgeführt habt".

„Na, werden Sie doch nicht gleich so grob, Herr Biermann", entgegnete Hinkeldey gekränkt, „unsereiner ist doch auch ein Mensch, der die Welt gesehen hat und gar mancherlei weiß, wovon sich die Leute hier nichts träumen lassen".

„Ich will Euch denn in Gottes Namen anhören", sagte der Husarenwirth gähnend, und auf die große Wanduhr einen Blick werfend; „es ist schon Mitternacht vorüber und ich bin nach all' dem Lärm, den Ihr und Eure Kumpane hier heute verübt habt, froh, wenn ich mich zu Bett legen kann. Also macht's kurz".

Hinkeldey kratzte sich verlegen hinter einem Ohre, nach kurzem Besinnen schien er aber mit sich im Reinen zu sein, wie er dem Husarenwirth am Besten beikommen könne.

„Wie Sie wissen, Herr Biermann, hat unser Freund Schmidt in Amerika ein großartiges Vermögen erworben und ist eigends zu dem Zwecke nach Humbach zurückgekehrt, um sich in der Heimath eine Frau zu suchen, weil er drüben keine passende finden konnte. In Amerika sind die Mädchen rar, und ein Mann, wie Freund Schmidt, der drüben in großem Ansehen steht, will sich nicht an die erstbeste wegwerfen, das leuchtet einem Jeden und auch gewiß Ihnen ein. Nun hat unser Freund ein Auge auf Ihre Tochter, die Anna, geworfen, und er gab mir zu verstehen, daß, wenn er die heirathen könnte, er sich hier niederlassen und den Leuten einmal zeigen würde, wie man in Amerika lebt. Ein schönes Haus will er bauen, prachtvolle Möbel, feine Pferde und Wagen will er anschaffen und die Anna soll dann ein Leben führen, wie es eine Herzogin nicht besser kennt. Ihre Tochter ist zwar, wie Sie wissen, auf den Amerikaner nicht gut zu sprechen, aber wenn Sie als Vater ein Wort mitreden, dann wird sie die gute Gelegenheit, sich reich zu verheirathen, wohl nicht vorübergehen lassen".

Der Sprecher warf hier einen lauernden Blick auf den Husarenwirth, der scheinbar gedankenlos mit seinem Glase gespielt, aber dennoch jedes Wort, welches Hinkeldey gesprochen, sorgfältig erwogen hatte. Hatte er doch schon lange gemerkt, daß der Amerikaner besondere Gründe dafür haben mußte, so viel Geld bei ihm zu verzehren und die Mittheilung des verlotterten Tischlers, daß es dessen Freund auf seine Tochter abgesehen habe, kam ihm daher gar nicht so unerwartet, um so weniger, als er schon durch Anna von den zudringlichen Bewerbungen des Amerikaners Kenntniß erlangt hatte. Wenn sich auch der Husarenwirth stets den Anschein gegeben hatte,

als ob er den überseeischen Gast als seinen besten Freund betrachte, so empfand er doch gegen denselben einen tiefen Widerwillen und nur der Umstand, daß Schmidt das Geld mit vollen Händen vergeudete, hatte ihn bis jetzt abgehalten, dem wüsten Treiben der in seinem Hause verkehrenden Leute ein Ende zu bereiten. Zudem hatte der Husarenwirth unter der Hand durch einen in Chicago wohnenden Jugendfreund die Mittheilung erhalten, daß Schmidt dort vor Jahr und Tag einen betrügerischen Bankerott gemacht und sich vor seinen Gläubigern mit seiner Beute in Sicherheit gebracht hatte und der Gedanke, daß ein solcher Lump sein Schwiegersohn werden sollte, kam ihm daher so ungeheuerlich vor, daß er kaum Worte finden konnte, um den Antrag Hinkeldey's mit Entrüstung von sich zu weisen.

„Ihr wißt, Hinkeldey", erwiderte nach einigem Besinnen der Husarenwirth, „daß ich mein Lebtag nicht viel von Euch und Eurer Sippschaft hielt und daß ich Euch und Euresgleichen nicht schon lange zur Thür hinauswarf, war ein Fehler von mir, der mir schon manchen Schaden gebracht hat. Früher, ehe Euer Freund Schmidt hier auftauchte, verkehrten in meinem Hause alle feinen Leute der ganzen Stadt; jetzt gehen diese an meinem Hause vorüber und mein Lokal sieht jetzt einer Räuberhöhle so ähnlich wie ein Ei dem andern. So, jetzt wißt Ihr, was ich von Euch und Eurem Anhang halte und was den Heirathsantrag Eures Freundes Schmidt betrifft, so könnt Ihr diesem mittheilen, meine Tochter habe ihm ja schon Bescheid gesagt. Und nun, gute Nacht".

„Das sollte mir passen, einen solchen Lump zum Schwiegersohn zu haben", murmelte der Husarenwirth, als er hinter Hinkeldey die Thüre schloß. „Die kann denn doch noch eine bessere Heirath machen und dabei laufe ich keine Gefahr, daß mein sauer erworbenes Geld mir durchgebracht würde, wie es der Fall wäre, wenn der lüderliche Durchbrenner aus Amerika meine Tochter heirathete".

Ja, der Husarenwirth wollte weiter hinauf und hatte auch schon einem reichen Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, der häufig bei ihm einkehrte, die Anna zur Frau versprochen, da er keinen Augenblick zweifelte, daß die Letztere mit seiner Wahl zufrieden sein werde. Daß seine Tochter schon selbst gewählt haben könnte, fiel

dem alten Manne nicht ein und so hatte er sich denn in den Gedanken eingelebt, daß der Besitzer des Erler Hofes sein Schwiegersohn werden würde.

Nachdem der Husarenwirth die Steinöllampen ausgelöscht hatte — Gas gab es damals und gibt es wohl auch heute noch nicht in Humbach — suchte er seine Schlafstube auf und sank bald in süßen Schlummer, in welchem er von seinem zukünftigen Schwiegersohn, der Kriegskasse im Walde, die ihm allein zugefallen war, dem Amerikaner und vielen anderen Dingen träumte.

Die Sonne war gerade hinter dem alten Schlosse, das dicke, schwarzgraue Gewölk durchbrechend, aufgestiegen, als sich die „polizeiwidrigen Schatzgräber", wie sie der Gensdarm in seinem Bericht genannt hatte, an die Arbeit machten. Die Umgebung des Kreuzes im Stadtwalde bot jetzt den Anblick eines Feldlagers, in welchem die Frauen der Schatzgräber mit dem Kochen des dünnen Morgenkaffees beschäftigt waren, während die Männer emsig den Boden durchwühlten und im Geiste schon allerlei Pläne machten, was sie mit dem vielen, vielen Gelde anfangen wollten. Schöne Häuser, Pferde und Wagen wollten sie alle haben, und der Wein, nicht schnödes Bier und Schnaps, wie sie jetzt tranken, sollte in Strömen fließen, ja Hobelscheu, der doch schon eine Frau und acht lebendige Kinder hatte, trug sich sogar mit dem vermessenen Plane, sich von seiner „Alten" scheiden zu lassen und eine Andere, die hübsch und jung sein müßte, zu heirathen. In einem Punkte waren alle Schatzgräber einig: gearbeitet sollte nicht mehr werden und in der Welt umsehen wollte sich ein Jeder, ehe er sich in der Vaterstadt wieder dauernd niederließe, um den großen Herrn zu spielen.

Trotz allen Suchens wurde die Kriegskasse indessen nicht gefunden und obschon sich die Kreise um das Kreuz immer weiter zogen und kein Strauch, kein Baum der sorgfältigsten Untersuchung entging, so waren die Bemühungen der Leute doch gänzlich erfolglos. Statt aber zu ermüden, setzten die vom Goldfieber ergriffenen Männer ihre Nachforschungen immer eifriger fort und der ernsten Aufforderung des Försters und des Gensdarmen, von ihrem sträflichen Thun abzulassen, schenkte die auf mehrere Hundert Köpfe angeschwollene Schaar

der Schatzgräber kein Gehör. Die Seele der ganzen Unternehmung war der Amerikaner, der die Leute in ihrem Ungehorsam bestärkte und erzählte, in Californien werde es ebenso gemacht und wenn sich dort ein lumpiger Gensdarm einmischen wollte, würde man ihn einfach todtschießen.

So verging der zweite Tag und da prächtiges, warmes Wetter war, so wurde beschlossen, die Nacht im Walde zu verbringen.

„Wir feiern dann ein Picnic", belehrte der Amerikaner seine Genossen, wie wir es drüben zu thun pflegten und morgen früh sind wir wieder zeitig an der Arbeit. Das Gold muß gefunden werden und sollten wir den ganzen Wald durchsuchen müssen".

* * *

Als der Landrath vom Bürgermeister von Humbach von den Frevelthaten der Schatzgräber in Kenntniß gesetzt worden war, wandte er sich sofort an den Gouverneur der benachbarten Festung und bat diesen um militärische Unterstützung zur Unterdrückung des schändlichen Unfugs im Stadtwalde und mit der gewohnten Pünktlichkeit erhielt noch in selbiger Stunde ein Bataillon Infanterie den Befehl, sich nach dem Schauplatz der Unruhen zu begeben und nöthigenfalls mit Waffengewalt Ordnung zu schaffen. Als der die Expedition commandirende Major v. Lösenberg den Marschbefehl erhielt, wußte er eigentlich nicht recht, warum sich die Leute in dem benachbarten Walde zusammengerottet hatten, doch sein Adjutant, Lieutenant v. Gallwitz, der in derlei Dingen besser Bescheid wußte, belehrte seinen Vorgesetzten, daß es sich wahrscheinlich um einen Culturkampf-Fall handeln werde, da auf dem Requisitionsschein des Landrathsamtes der Vermerk „Culturkampf betreffend" angebracht sei.

„Ha, ich verstehe", rief der Major kopfnickend; „hat wahrscheinlich ein Pastor eine ungesetzliche Amtshandlung vorgenommen; Gensdarm schritt ein und Bauernkerls haben Widerstand geleistet".

Der Adjutant nickte verständnißinnig, über den Scharfsinn des Herrn Majors erstaunt und rief dann die Offiziere des Bataillons zum Befehlempfang herbei.

„Wir haben den Auftrag, meine Herren", sagte der Major, als die Hauptleute und Lieutenants im Kreise um ihn Aufstellung

genommen hatten, „die Bauern von Humbach — Sie kennen das alte Nest da drüben —, welche im Aufstand begriffen sind, zur Raison zu bringen. Hauptmann Zorn, senden Sie einen Zug mit den nöthigen Vorsichtsmaßregeln vor, das Bataillon folgt dann unter meinem Befehl nach. Wenn die Spitze etwas Verdächtiges bemerkt, so ist mir Meldung zu erstatten; ich werde dann weitere Befehle ertheilen. Auf ernstlichen Widerstand ist kaum zu rechnen; sollten die Himmelhunde es sich aber einfallen lassen, den Gehorsam zu verweigern, na, dann nur fest mit dem Kolben dazwischen. Haben die Herren mich verstanden"?

„Zu Befehl, Herr Oberst-Wachtmeister", erklang es im Chor.

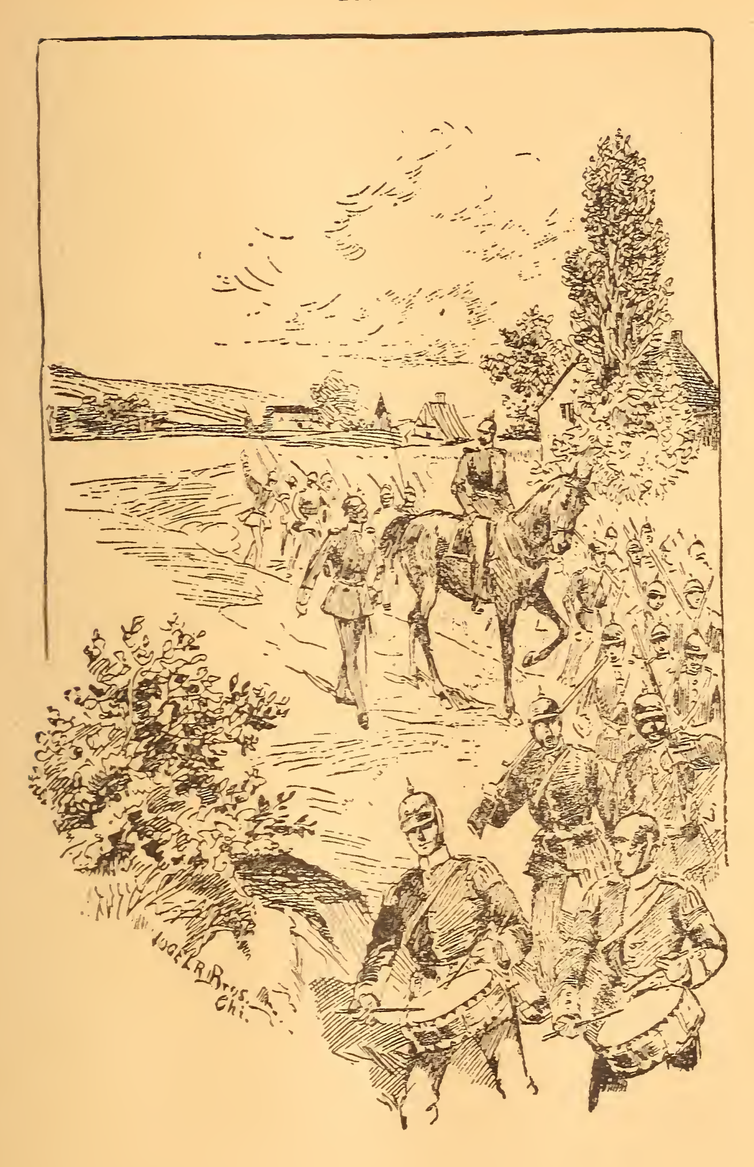
„Na, dann wollen wir abmarschiren; ich danke Ihnen, meine Herren". —

„Scheint wieder so eine einfältige Culturkampfgeschichte zu sein", brummte Major v. Lösenberg in den Bart; „zu lächerlich, daß wir mit solchen Geschichten belästigt werden".

Der Schützenzug des Hauptmann Zorn setzte sich bald darauf unter dem Befehl eines Vice-Feldwebels in Bewegung, in dem wir den Regierungs-Supernumerar Horstmar erkennen, dem somit die Ehre zugedacht war, den feindlichen Bürgern von Humbach seine männliche Brust zuerst entgegenzustellen. Horstmar hätte eigentlich lieber gesehen, wenn einem anderen Kameraden diese Ehre zu Theil geworden wäre, da er als Bewohner von Humbach nicht gern gegen seine Ortsgenossen zu Felde zog. Doch das Pflichtgefühl, welches jeden tüchtigen deutschen Soldaten erfüllt, verscheuchte alle Bedenken und am Ende malte sich der junge Krieger sogar den stolzen Augenblick aus, in welchem er als Sieger über die rebellischen Humbacher unter klingendem Spiele an dem Hause seiner Braut vorüberziehen würde.

Es war ein recht warmer Tag, als das Bataillon durch den schönen Buchenwald seinem Ziele entgegenmarschirte. Major v. Lösenberg ritt an der Spitze seines Bataillons, von wo aus er die Bewegungen des vormarschirenden Zuges genau beobachten konnte.

Offiziere und Mannschaften hatten ihre Cigarren und Pfeifen angezündet und bald schallten lustige und wehmüthige Soldatenlieder in den Wald hinein. Die Vöglein in den Zweigen stimmten in den



Gesang ein und wenn derselbe einmal verstummte, dann sorgten die Spaßmacher des Bataillons dafür, daß die gute Stimmung in der Truppe erhalten blieb. Major v. Lösenberg war, trotzdem er es nicht gern sah, daß sein Bataillon als Excutionstruppe im Culturkampf verwendet wurde, äußerst heiterer Stimmung und machte allerlei derbe Witze, über welche der neben ihm reitende Hauptmann Zorn und sein Adjutant pflichtschuldigst lachten. Das kleine Dorf Waldesch, dessen Bewohner sich durch Besenbinden ihren Unterhalt erwerben, hatte das Bataillon schon passirt und man näherte sich bereits dem Weichbilde der Stadt Humbach, deren Schloßthürme durch die Bäume zu sehen waren, als die Spitze und der Vortrupp plötzlich Halt machten und ein Gefreiter dem Major die Meldung überbrachte, daß sich im Walde, etwa hundert Schritte vor der Spitze, ein großer Volkshaufen zusammengerottet habe. Dem Meldegefreiten auf dem Fuße folgten zwei Reiter, der Landrath von Humbach und ein berittener Gensdarm, von welchen der Erstere auf den ihm befreundeten Major v. Lösenberg zuritt und ihn herzlich begrüßte.

„Morgen, lieber Herr Major", rief der Landrath, indem er die Rechte des Herrn v. Lösenberg kräftig schüttelte, „thut mir leid, Sie hierher bemühen zu müssen, ich konnte mir aber nicht anders helfen. Die Kerls treiben es zu toll, und da sie der Civilbehörde den Gehorsam verweigerten, mußten wir natürlich militärische Hilfe requiriren".

„Ha, ich verstehe", antwortete v. Lösenberg lachend, „wenn die Bauern nicht pariren wollen, müssen wir heran, das ist einmal nicht anders; aber offen und ehrlich gesagt, der niederträchtige Culturkampf gefällt mir ganz und gar nicht, und es thut mir leid, daß mir und meinen Leuten eine Rolle darin zugetheilt ist".

„Der Culturkampf"? fragte der Landrath erstaunt, „was hat denn diese Angelegenheit mit dem Culturkampf zu thun"?

„Na, es steht doch in der Meldung Ihres Gensdarmen, daß hier ein Culturkampf ausgebrochen sei, und der Gouverneur beauftragt mich in Folge dessen, die rebellischen Kerls zu Paaren zu treiben. Ist es nicht so, Lieutenant v. Gallwitz"? wendete sich der Major an seinen Adjutanten.

„Zu Befehl, Herr Major", erwiederte dieser, die Hand an den Helm legend, „dies oder etwas Aehnliches steht in der Meldung; doch ich kann ja gleich nachsehen". Der Adjutant brachte das Schreiben zum Vorschein und reichte es dem Landrath hinüber, der es las und dann laut auflachte.

„Ha, ha, ha", rief er, sich die Thränen aus den Augen wischend, „da steht es wahrhaftig: „Culturkampf betreffend", und Sie, Herr Major, konnten natürlich nicht anders glauben, als daß es sich um die Verletzung der Maigesetze handle und Sie berufen seien, eine wuthentbrannte Christenschaar zur Raison zu bringen. Doch die Sache liegt ganz anders".

Der Landrath erzählte jetzt dem Major ausführlich, um was es sich handle und daß er nicht daran zweifle, die Leute würden schleunigst die tolle Schatzgräberei an den Nagel hängen und den Heimweg antreten, wenn sie erst die Pickelhauben zu sehen bekämen.

„Der Ansicht bin ich auch", meinte der Major kopfnickend, „und wenn wieder Ruhe und Friede herrscht, wollen wir Ihrem Städtchen einen Besuch abstatten und die Expedition als einen Uebungsmarsch ansehen. Doch lassen Sie uns zur Front reiten und sehen, was da los ist". Damit gab der Major seinem Pferde die Sporen und ritt im Trabe, gefolgt von dem Landrath und dem Gensdarm, auf die Schatzgräber los. Die Letzteren, mehrere Hundert an der Zahl, hatten gerade eine Pause gemacht und sich durch einen Schluck Schnaps neuen Muth zu ihrem Unternehmen eingeflößt. Als sie aber der unter dem Commando des Vice-Feldwebels Horstmar stehenden Füsiliere ansichtig wurden und ihres strafbaren Widerstandes gegen die Staatsgewalt gedachten, geriethen sie doch in einige Unruhe und gar manche von ihnen schlugen sich seitwärts in die Büsche, um allen weiteren Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen. Major v. Lösenberg blickte eine Weile über die Menge hinweg und forderte die Leute dann mit lauter Stimme auf, sich schleunigst zu entfernen, widrigenfalls er Gewalt gebrauchen müsse. Dieser Aufforderung wurde von den meisten Schatzgräbern mit einer staunenswerthen Schnelligkeit Folge geleistet, nur die Rädelsführer, der Amerikaner, Hinkeldey, Hobelscheu und ein Dutzend Anderer rührten sich nicht

von der Stelle, sondern thaten, als ob sie der Befehl gar nichts angehe. —

„Schockschwerenoth“, rief da Herr v. Lösenberg, indem er dicht an die Leute heranritt, „seid ihr taub? Wollt Ihr wohl machen, daß Ihr wegkommt, oder ich werde Euch zeigen, wer hier zu befehlen hat“. Und als die Leute noch immer keine Anstalten trafen, der Aufforderung des Majors Folge zu leisten, gab dieser dem Vicefeldwebel Horstmar den Befehl, die Gesellschaft mit Gewalt zurückzutreiben und, wenn sie Widerstand leisten sollte, zu verhaften. Der Befehl wurde ausgeführt und vor den drohenden Kolben der Füsiliere wichen die Schatzgräber schnell zurück, um dann einer nach dem anderen in dem Dickicht des Waldes zu verschwinden.

„Das wäre ja schneller gegangen, als wir erwartet haben“, sagte der Landrath, indem er mit dem Major zu dem zurückgebliebenen Bataillon zurückritt; „ich wußte, daß die Burschen Ihnen keinen ernstlichen Widerstand entgegensetzen würden, aber es befinden sich einige schlimme Gesellen darunter, welche zu jeder Schandthat fähig sind. Ich sollte mich nicht wundern, wenn die Kerle heimlich wieder zurückkehrten und von Neuem die Schatzgräberei und Waldverwüstung begännen“.

„Das wollen wir doch einmal sehen“, rief der Major stirnrunzelnd; „wir machen jetzt hier für eine halbe Stunde Halt und dann lasse ich das Terrain nochmals scharf absuchen. Wer dann dort betroffen wird, wird festgenommen und wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt prozessirt. Die Himmelhunde wollen wir schon auf den Trab bringen, darauf dürfen Sie sich verlassen, mein lieber Herr Landrath“.

Das „Rendezvous“, wie es in der deutschen Militärsprache heißt, war vorüber, die Leute hatten ihr Gepäck wieder umgehängt und nun erhielt das Bataillon den Befehl, auszuschwärmen und den Bezirk, welchen die Schatzgräber verwüstet hatten, im Kreise einzuschließen. Der Befehl wurde ausgeführt und bald war die Umzingelung vollendet. Der Landrath hatte sich nicht getäuscht; denn als der Vice-Feldwebel Horstmar mit seinen Schützen in der Nähe des Kreuzes anlangte, entdeckte er dort, im Laube versteckt, den Amerikaner

und seine Rotte, welche von Neuem begonnen hatten, den Boden zu durchwühlen. Dem gegebenen Befehle gemäß machte Horstmar die Schatzgräber, welche ihm wohlbekannt waren, zn Gefangenen und führte sie auf die nahe Landstraße, wo Major v. Lösenberg mit dem Landrath hielt.

„Da haben wir ja die Vögel," rief der Major freudig; „die spazieren jetzt mit uns und können sich bei Wasser und Brod einmal überlegen, ob es rathsam ist, einem gegebenen Befehl den Gehorsam zu verweigern. Das sind ja richtige Galgengesichter, besonders der Kerl mit dem großen Schlapphut, der sieht ja aus wie ein Garibaldianer." „Das ist der sogenannte Amerikaner, Herr Major," bemerkte der Landrath „und seine Genossen sind sämmtlich Handwerker und Tagelöhner aus Humbach und Umgegend, welche durch Schatzgraben reich zu werden hofften."

„Eine nette Gesellschaft," meinte der Major grimmig lächelnd; „wir werden ihnen nun einen Denkzettel geben, der ihnen das Schatzgraben schon verleiden soll, darauf gebe ich Ihnen Brief und Siegel, Herr Landrath."

Da keine weiteren Schatzgräber aufgefunden wurden, so ließ der Major zum Sammeln blasen; ehe aber noch das Bataillon in Reih und Glied getreten war, schleppte ein Sergeant einen Mann herbei, der laut jammernd versicherte, er sei kein Schatzgräber, sondern der Progymnasiallehrer Blödermann von Humbach. Nur die Neugierde habe ihn in den Wald getrieben und nun müsse ihm die Schande widerfahren, wie ein Dieb verhaftet zu werden.

„Nicht raisoniren," rief der Sergeant, indem er seinen Gefangenen, den er am Rockkragen gefaßt hatte, derb schüttelte; „mitgefangen, mitgehangen," sagt das Sprichwort und allem Anschein nach habe ich den Räuberhauptmann erwischt."

„Ein ganz verdächtiges Individuum," rief der Major, als er des zitternden Blödermann ansichtig wurde, „meine den Kerl schon sonstwo gesehen zu haben, wo war es auch schnell?"

„Das ist ja der Progymnasiallehrer Blödermann," rief der Landrath lachend, als er des bedauernswerthen Lehrers ansichtig wurde; „wie kommen Sie Menschenkind denn hier her?"

Blödermann, der froh war, einen Retter in der Noth gefunden zu haben, erzählte jetzt mit großer Weitläufigkeit, er habe sich die Schatzgräberei einmal in der Nähe ansehen wollen und als er vor den anrückenden Truppen Reißaus genommen, habe ihn der Herr Sergeant eingefangen und trotz seiner Unschuldsbetheuerungen wie einen Verbrecher davongeschleppt.

Herr von Lösenberg meinte, so schlimm sei es wohl nicht gewesen und das könne schließlich einem jeden Civilisten passiren, daß man ihn für einen Spitzbuben halte und der Sergeant, ein im Dienst ergrauter Mann, welcher Blödermann gefangen genommen hatte, murmelte zu seiner Entschuldigung, sein Gefangener habe ein so verdächtiges Zifferblatt, daß man ihn leicht für einen gefährlichen Verbrecher habe halten können.

Das Bataillon trat jetzt seinen Marsch nach Humbach an, und zog durch eines seiner epheubewachsenen Thore mit den Spielleuten an der Spitze ein. Die Bewohner des ganzen Städtchens liefen zusammen und die Frauen der gefangenen Schatzgräber schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen und riefen wehklagend, sie hätten es schon vorausgesehen, daß es so kommen würde und es geschähe ihren Männern, den Faullenzern, ganz recht, daß sie einmal in die Tinte gerathen seien.

Als die eigentlichen Sündenböcke bezeichnete man allgemein den Amerikaner und Hinkeldey, welche die Leute verführt und zu Tagedieben gemacht hätten und wenn die Soldaten die beiden Männer nicht geschützt hätten, so wären die entrüsteten Humbacher Weiber wahrscheinlich über sie hergefallen und hätten ihnen gar übel mitgespielt. Zunächst wurden die Gefangenen im Kreisgefängniß abgeliefert und dann gestattete der Major seinen Leuten, auf eine Stunde wegzutreten und sich durch Speise und Trank zu erfrischen. Die Offiziere des Bataillons nahmen im „Goldenen Löwen“ als Gäste des Landraths das Mittagessen ein und die Hauptleute ließen ihren Leuten auf Kosten der Kompagnie-Kasse im „Lustigen Husaren“ mehrere Fässer Bier auflegen. Vize-Feldwebel Horstmar hatte mit den Offizieren im „Goldenen Löwen“ gespeist, dann war er aber nach dem „Lustigen Husaren“ geeilt, wo ihn Anna bereits

sehnsüchtig erwartet hatte und in die Arme schloß. Im traulichen Gespräch verweilte das Paar eine Weile zusammen, als sich plötzlich die Thüre öffnete und Major v. Lösenberg mit seinem Adjutanten hereintrat, gerade noch zeitig genug, um zu sehen, wie Horstmar seinen Arm, den er um die Hüfte Anna's gelegt hatte, zurückzog und in sichtlicher Verlegenheit emporschnellte.

„Ha, ich verstehe!“ rief der Major, „da stören wir wohl? Kommt man da herein, um auf die Erdbeer-Bowle im „Löwen“ ein Glas Bier zu setzen, und stößt gleich auf ein junges Liebespaar. Na, ich bitte um Entschuldigung, lieber Horstmar, und bringe Ihnen zugleich meine Glückwünsche dar.“

Ehe der überraschte Vicefeldwebel noch eine Erklärung geben konnte, erschien der Husarenwirth in der Thüre und schien nicht wenig erstaunt zu sein, seine Tochter mit dem ihm bekannten Regierungs-Supernumerar Horstmar in seiner guten Stube zu finden. Ehe er indessen noch die Lage der Dinge richtig erkannt hatte, klopfte ihm der Major auf die Schulter und frug:

„Ist wohl Ihre Fräulein Tochter? Allerliebstes Kind und auch ihr Bräutigam, der Vicefeldwebel Horstmar, ist ein tüchtiger junger Mann, der zu Ihrer Tochter paßt. Ich nehme natürlich an, daß ich ein Brautpaar vor mir habe!“

Der Husarenwirth, welcher dem Besitzer des Erler Hofes seine Tochter zur Frau versprochen hatte, machte zuerst ein sauertöpfisches Gesicht und schien in verneinendem Sinne antworten zu wollen; ehe er sich aber noch von seinem Erstaunen erholt hatte, gab der Major dem Paare seinen Segen und lud sich ohne Weiteres zur Hochzeit ein. Der Husarenwirth machte gute Miene zu der plötzlichen und unerwarteten Verlobung seiner Tochter und stieß mit dem Major auf das Wohl des Brautpaares an. Dann sah Herr v. Lösenberg auf die Uhr und meinte, es sei jetzt Zeit, den Rückmarsch anzutreten, und nachdem er sein Glas Gerstensaft mit einem Zuge geleert hatte, verließ er sporenklirrend das Zimmer und ließ den draußen harrenden Hornisten das Signal zum Sammeln blasen.

Ehe das Bataillon abrückte, nahm der Major den Landrath auf die Seite und sprach mit ihm leise einige Worte. „Ich meine,

der Denkzettel von heute Morgen wird genügen," sagte der Major, „und da die Kerls Besserung gelobt haben und keine Schatzgräberei mehr treiben wollen, so habe ich nichts dagegen, wenn Sie die Gefangenen aus der Haft entlassen."

Am folgenden Tage wurden denn auch sämmtliche gefangenen Schatzgräber in Freiheit gesetzt. Der Amerikaner verduftete bald, nachdem er von der Verlobung der Husaren-Anna mit Horstmar Kenntniß erlangt hatte, aus der Stadt und einige Tage später Hinkeldey, der, wie es hieß, mit seinem Freunde, obschon er diesem die schöne Anna nicht zur Frau verschaffen konnte, nach dem gelobten Lande Amerika ausgewandert sein soll und seitdem verschollen ist.

Ein halbes Jahr nach den vorher geschilderten Vorgängen fand die Hochzeit der Husaren-Anna mit Horstmar, der inzwischen zum Bürgermeister in einem rheinischen Städtchen und zum Lieutenant der Reserve befördert worden war, statt, zu welcher auch der Major von Lösenberg und eine Anzahl Offiziere des Regiments, welchem der Bräutigam angehörte, erschienen waren. Die Stammgäste im „Goldenen Löwen," welche seit dem kläglichen Ausgang der Schatzgräberei und der damit in Zusammenhang stehenden Abreise des Amerikaners wieder im „Lustigen Husaren" verkehrten, unterhielten sich noch manchen Abend über die Ereignisse im Stadtwald und den Brief jenes Soldaten, den Stadtschreiber Schnabelius, der immer noch an das Vorhandensein der Kriegskasse glaubte, wie eine kostbare Reliquie aufbewahrte. Der alte taube Doctor war der einzige in der Tafelrunde, welcher dem Stadtschreiber beipflichtete und bedauerte, daß das viele Geld nicht gefunden worden war. Blödermann wurde noch häufig wegen seiner traurigen Erlebnisse als muthmaßlicher Rädelsführer bei der Schatzgräberei zum Besten gehalten und büßte in Folge dessen den letzten Rest seines Ansehens bei seinen Schülern ein.

Die vielen arbeitsscheuen Handwerker in Humbach, welche in ihren Hoffnungen so bitter getäuscht worden waren, wandten sich seufzend ihrem vernachlässigten Gewerbe wieder zu oder verrichteten, wie in früherer Zeit, ehe der Amerikaner aufgetaucht war, zu ihrem und ihrer Familien Unterhalt allerlei Hantirungen. An den im

Stadtwalde verborgenen Schatz dachte mancher von ihnen noch oft mit Wehmuth, aber es ist nicht bekannt geworden, ob einer oder der andere heimlicher Weise nochmals nach demselben Nachforschungen angestellt hat.

Die französische Kriegskasse ist thatsächlich bis auf den heutigen Tag noch nicht gefunden worden, sollte aber einer der Leser dieser Erzählung Lust haben, nach derselben zu forschen, so rathen wir ihm, sich von dem Landrath des Kreises Humbach der Vorsicht halber einen Erlaubnißschein ausstellen zu lassen, um ungestört die Schatzgräberei betreiben zu können.





Die Hagestolzen.



Gottlieb Friedrich Knörgel, der Feldwebel der 10. Compagnie des x. Füsilierregiments, das in der Festung C— in Garnison stand, war das Muster eines strammen Commißsoldaten, bei seinen Vorgesetzten beliebt und gefürchtet von seinen Untergebenen. Die Wiege Gottlieb Friedrichs hatte in Hinterpommern gestanden, jenem Landstrich, der vor allen im weiten deutschen Vaterlande den Ruf genießt, nicht allein die besten Kartoffeln und Gänse, sondern auch die schneidigsten Unteroffiziere hervorzubringen. Feldwebel Knörgel war körperlich gut gebaut. Er maß reichlich sechs Fuß, ein buschiger, dunkelblonder Schnurrbart bedeckte seine Oberlippe und gab seinem frischen, rothen Gesicht mit den von starken Brauen beschatteten Augen einen recht martialischen Anstrich. Schon zwanzig Jahre hatte der wackere Mann den Rock des Königs getragen und auf die „Brodschnalle", welche seine männliche Brust zierte, war Feldwebel Knörgel kaum weniger stolz, als auf die Ehrenzeichen, welche er sich in zwei Feldzügen redlich erworben hatte. Wenn wir noch hinzufügen, daß Herr Knörgel mit Peinlichkeit seinen Dienst versah und daß sein, von seinen Untergebenen stets mit ehrfurchtsvoller Scheu entgegengenommenes Motto war: „Im Dienst wie ein Vieh, sonst gemüthlich", so kann man sich ein ungefähres Bild von dem Manne machen, der in dieser wahrhaften Geschichte die Hauptrolle spielt.

Feldwebel Knörgel hatte nur einen Fehler: er haßte das weibliche Geschlecht wie das höllische Feuer und die beiden verheiratheten Unteroffiziere seiner Compagnie, die Sergeanten Frauberger und Kindermann, zwei schon recht klapperige, civilversorgungsberechtigte Männer, behandelte er mit Verachtung und ließ bei jeder passenden Gelegenheit seinen Unmuth an ihnen aus. Hatte einmal ein Mann aus der Corporalschaft des einen oder andern der beiden „Ehekrüppel", wie sie Knörgel nannte, seine Knöpfe nicht ordentlich geputzt oder sich irgend eines andern kleinen Dienstvergehens schuldig gemacht, so verfehlte der Feldwebel gewiß nicht, diese Unterlassungssünde seines Untergebenen dem unglücklichen Corporalschaftsführer unter die Nase zu reiben.

„Sehen Sie sich den Mann an", hieß es dann gewöhnlich, „sieht der nicht aus, als ob er aus der Gosse gezogen wäre? Natürlich hatten Sie als verheiratheter Mann keine Zeit, sich um Ihre Kerls zu bekümmern, das kennt man schon"!

In dieser lieblosen Weise pflegte Gottlieb Friedrich Knörgel seinem Unmuth über seine verheiratheten Unteroffiziere Luft zu machen, und wenn es sich jemals ereignete, daß er auf einem Spaziergang dem Sergeant Kindermann oder Frauberger mit ihren Ehehälften begegnete, so schlug er sich ganz gewiß zeitig in die Büsche, um den Gruß der „Ehekrüppel" nicht erwidern zu müssen.

Die ältesten Unteroffiziere des Regiments erinnerten sich nicht, den Feldwebel Knörgel jemals auf einem Tanzvergnügen gesehen zu haben, es müßte denn auf dem Compagnie-Ball am Kaisers Geburtstag gewesen sein, auf welchem er pflichtschuldigst erschien, ohne aber jemals mit einer der zahlreich anwesenden Jungfrauen aus dem dienenden Stande einen Tanz zu wagen. Die Gründe, warum Feldwebel Knörgel das weibliche Geschlecht so sehr haßte, waren nicht bekannt, und nur ein dunkles Gerücht erzählte, der Herr Feldwebel habe einmal vor Jahren als blutjunger Unteroffizier von der hübschen Köchin des Regiments-Commandeurs einen Korb erhalten.

„Na, das sollte mir einfallen", soll jene Köchin gesagt haben, „eineu armseligen Unteroffizier zu heirathen; wenn Sie wenigstens Feldwebel wären, dann ließe sich noch darüber reden. Aber ein

Unteroffizier mit sechs Thalern Löhnung monatlich, dazu bin ich denn doch noch zu gut".

Seit dieser Zeit soll der im Laufe der Jahre zum Feldwebel avancirte Unteroffizier Knörgel das ewig Weibliche bitter gehaßt und in Gegenwart der Cantinenwirthin Frau Müller das feierliche Gelübde abgelegt haben, niemals wieder zu freien. Den einzigen Trost fand der weiberscheue Krieger in der rauchgeschwärzten Cantine der vorerwähnten Frau Müller, einer alten Feldwebels Wittwe, bei welcher Knörgel häufig seine dienstfreien Stunden in traulichem Geplauder bei einem „Gewehr über" (Kümmel mit Nordhäuser), zu verbringen pflegte.

In seinem Beschluß, als Junggeselle das irdische Jammerthal zu durchwandern, wurde Feldwebel Knörgel auch durch seinen Compagniechef, den Hauptmann v. Bösewetter, bestärkt, der auch unbeweibt war und den Widerwillen seines Feldwebels gegen die Frauen im Allgemeinen und diejenigen seiner Vorgesetzten und Untergebenen im Besonderen theilte. In den Augen des Hauptmanns v. Bösewetter wäre es ein schweres Dienstvergehen gewesen, wenn sich jemals einer seiner Unteroffiziere unterstanden hätte, um den Heirathsconsenz nachzusuchen und die beiden Sergeanten Frauberger und Kindermann würden jedenfalls nach Ablauf ihrer Capitulation den Laufpaß erhalten haben, wenn sie es sich hätten einfallen lassen, sich zu beweiben, während sie unter dem Commando des Herrn v. Bösewetter standen. Doch als die beiden Männer jenen verhängnißvollen Schritt thaten, stand der Hauptmann noch in einem anderen Regiment und bei seiner Versetzung nach C. fand er die beiden verheiratheten Sergeanten bereits als Inventarstücke der Compagnie vor.

Feldwebel Knörgel genoß sowohl als strammer Soldat, wie als Weiberfeind die Gunst seines Hauptmanns und aus dem Benehmen, welches der Feldwebel zur Schau trug, konnte die Compagnie jedesmal genau auf die Stimmung des Hauptmanns schließen. Fluchte und wetterte Knörgel beim Antreten der Compagnie, daß seine Stimme in den Kasematten wiederhallte, dann wußten die Unteroffiziere und Mannschaften sofort, daß auch der Hauptmann

böser Laune sei. War der Feldwebel in guter Stimmung, so freute sich die ganze Compagnie, denn es konnte dann mit Bestimmtheit darauf gerechnet werden, daß es auch der Hauptmann nicht gar so schlimm treiben würde.

Eine Specialität des Hauptmanns v. Bösewetter waren die Arreststrafen, und keine Compagnie des Regiments konnte derjenigen des Herrn v. Bösewetter in diesem Punkte den Rang streitig machen. Es waren meistens kleine Dienstversehen, welche der gestrenge Hauptmann mit Arrest belegte und gleich jenem römischen Kaiser, welcher einen Tag, an welchem er keine gute That verrichtet, zu den verlorenen zählte, so sah auch Hauptmann v. Bösewetter einen Tag als verloren an, an welchem er nicht zum wenigsten einen seiner Leute mit Arrest bestraft hatte.

Aus angeborener Gutmüthigkeit pflegte aber der Hauptmann die Arreststrafen häufig in Strafwachen, Nachexerciren, Strafrapportiren u. s. w. zu mildern und nur in schweren Fällen ließ er der Gerechtigkeit ihren Lauf. Eine Ausnahme machten aber die Sergeanten Frauberger und Kindermann, auf die sich die Schale des Zorns des Hauptmanns schon gar oft ergossen hatte und die nur in den seltensten Fällen auf Gnade rechnen konnten. Aber nicht allein für ihre eigenen Vergehen, sondern auch für diejenigen der gesammten Compagnie mußten die Sergeanten Frauberger und Kindermann büßen; denn war einmal ein Parademarsch mißglückt oder sonst eine Unordnung vorgekommen, deren Verüber nicht ermittelt werden konnten, so machte der Hauptmann v. Bösewetter einen der beiden verheiratheten Sergeanten und dessen Corporalschaft ohne alle Umstände zum Sündenbock.

„Sie haben mir mit Ihren vermaledeiten Kerls die ganze Compagnie über den Haufen geworfen", hieß es dann gewöhnlich, „doch Ihre Lotterei, Sergeant Kindermann, ist ja, Gott sei Dank, stadtbekannt". Ein andermal war es der Sergeant Frauberger, dessen Bummelei daran Schuld gewesen sein sollte, daß die Compagnie beim Bataillons-Exercieren keine Richtung hatte. Der Hauptmann hatte in diesem Falle vom Major einen Rüffel erhalten, und um seinem Unmuth Luft zu machen, machte der Hauptmann wiederum

den armen Sergeanten für den Skandal, den er allein verschuldet habe, verantwortlich. Feldwebel Knörgel befand sich bei diesem Stand der Dinge ganz wohl und das gute Einvernehmen zwischen ihm und seinem Hauptmann würde wohl nie gestört worden sein, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, das seiner militärischen Laufbahn ein ziemlich plötzliches Ziel gesetzt hätte.

Die Compagnie des Hauptmanns v. Bösewetter war an einem heißen Junitage von einem Uebungsmarsch zurückgekehrt und nach der Erledigung seiner Dienstgeschäfte hatte sich Feldwebel Knörgel, wie es seine Gewohnheit war, in die hinter der Cantine gelegene gute Stube der Frau Müller zurückgezogen, um sich bei einem Glase Bier und dazu gehörigem Kümmel mit Nordhäuser von den Anstrengungen des Tages zu erholen. Der Dienst war sehr anstrengend gewesen und Knörgel meinte im Laufe des Gesprächs, es würde doch bald Zeit für ihn sein, sich nach einer Civilstellung umzusehen, da er bald die Vierzig auf dem Rücken habe und die Strapazen des Dienstes nicht mehr so gut vertragen könne. Frau Müller war dagegen der Ansicht, ihr Freund Knörgel sei noch äußerst rüstig und er könne ebenso gut sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Soldat feiern, wie ihr verstorbener Mann, der auch noch leben würde, wenn er nicht so viel getrunken hätte. „Alles, was Ihnen fehlt", fuhr Frau Müller fort, „ist eine tüchtige Frau; warum heirathen Sie nicht, wie andere rechtschaffene Leute in Ihrem Alter"?

„Donnerwetter, Müllern, bleiben Sie mir mit den Weibsleuten vom Leibe," rief Knörgel, indem er hastig sein Glas leerte und sich ein neues bestellte. „Sie wissen, daß ich das Heirathen schon lange aufgesteckt habe und dann auch — was würde der Herr Hauptmann von Bösewetter dazu sagen, wenn ich mich unterstände, um den Heirathsconsenz nachzusuchen? Er wäre im Stande, mich bei meinen zwanzig Dienstjahren wegen Subordination mit Arrest zu bestrafen.

„Na, na," meinte die Cantinenwirthin, eine wohlgenährte und, wie sie oft mit Stolz zu sagen pflegte, im Dienst ergraute Person: „Ihr Hauptmann hat auch die richtige noch nicht gefunden, und

wenn Sie Beide einmal Feuer gefangen haben, dann brennen Sie wie Zunder. Und ein so hübscher Mann wie Sie —“

„Reden Sie mir kein dummes Zeug, Müllern,“ unterbrach Knörgel den Redestrom der alten Frau, sich schmunzelnd den langen Schnurrbart streichelnd und einen Blick in den über dem Schanktisch zwischen den Bildern des Kaisers und des Kronprinzen hängenden halb verblindeten Spiegel werfend. „Ich und der Hauptmann, mit Respekt zu melden, bleiben ledig und wenn ein Schock Engel vom Himmel herabstiege und uns Heirathsanträge machte, wir würden nicht wanken noch weichen und sie alle nach der Reihe abfahren lassen.“ Als Feldwebel Knörgel sich gerade anschickte, gewissermaßen zur Bekräftigung seiner Worte, den Inhalt seines zweiten Glases hinter die Binde zu gießen, öffnete sich die Thür der guten Stube und herein trat ein hübsches Mädchen mit frischen, rothen Wangen und in tadelloser Toilette, das auf Frau Müller zulief und sie mit dem Rufe: „Guten Tag, Tante,“ in die Arme schloß und herzlich küßte.

„Ei der Tausend, wo kommst Du denn her, Caroline,“ rief die angenehm überraschte Tante; „ich hätte eher an meinen Tod gedacht, als daß Du jetzt so plötzlich zur Thür hineinträtest. Wo kommst Du denn her, mein liebes Kind?“

„Gerade von Paris, wo ich meine Stelle aufgegeben habe, um mich in der Heimath als Putzmacherin niederzulassen.“

Bei dem Anblick des hübschen, elegant gekleideten Mädchens war der weiberfeindliche Feldwebel von einer eigenthümlichen Unruhe ergriffen worden und obschon er alle jungen Frauensleute so sehr haßte, so warf er doch einen bewundernden Blick auf das hübsche Geschöpf, das seine Anwesenheit kaum zu beachten schien. Frau Müller, welche die Verlegenheit ihres Gastes bemerkt hatte, stellte diesen jetzt ihrer Nichte als einen alten Freund vor und erzählte, sie habe Caroline Schulz, deren Mutter früh verstarb und deren Vater im französischen Kriege gefallen sei, erzogen und wenn sie einmal die Augen schlösse, so würde ihre Nichte sie beerben.

Trotz seiner festen Grundsätze hinsichtlich des weiblichen Geschlechts gewann es Knörgel doch über sich, der jungen Dame eine

steife Verbeugung zu machen; dann aber erhob er sich schnell, warf einige Nickelmünzen auf den Tisch und war verschwunden, ehe die schwatzlustige Frau Müller ihn noch zu längerem Verweilen nöthigen konnte.

„Ein komischer Kerl, der Feldwebel Knörgel,“ sagte Frau Müller lächelnd, „aber eine ehrliche Haut, der nur den einen Fehler hat, daß er die Frauenzimmer nicht leiden kann.“

Caroline hatte nur einen flüchtigen Blick auf den so schleunig Davonlaufenden geworfen, aber sie gestand ohne Umschweife ein, daß der Herr Feldwebel Knörgel trotz seines unpoetischen Namens ein ganz netter Mann sei, weit hübscher als der Sergeant Major von den Chasseurs, welcher ihr in Paris den Hof gemacht hatte.

Caroline, welche sich eine kleine Summe erspart hatte, frug die Tante, ob sie ihr rathe, sich in der Stadt als Putzmacherin niederzulassen. „Das ist gerade der rechte Platz für Dich,“ meinte die Tante, „unter den vielen Offiziers- und Beamten-Frauen werden gewiß manche sein, welche Dir, der Tochter eines im Kriege gebliebenen Soldaten ihre Kundschaft zuwenden werden und an Heiraths-anträgen wird es Dir bei Deinem hübschen Gesicht auch nicht fehlen.“

„Davon wollen wir nicht reden, liebe Tante,“ erwiderte das Mädchen erröthend, „obschon ich schon manchmal Gelegenheit dazu hatte, so habe ich bis jetzt doch noch nicht im Ernst daran gedacht, mich zu verheirathen.“

In gemüthlichem Geplauder, das ab und zu durch militärische Kunden unterbrochen wurde, die sich für einen Nickel Käse, Wurst oder Schnaps verabfolgen ließen, verblieben Tante und Nichte noch eine Weile zusammen, und die Letztere entfernte sich dann, um einige Freundinnen in der Stadt zu besuchen.

Feldwebel Knörgel hatte sich inzwischen im Laufschritt nach seiner Klause im Compagnie-Revier zurückgezogen und sich mit einem so lauten Seufzer auf dem alten lederüberzogenen Sessel niedergelassen, daß sein „Putzier,“ welcher in einer Nebenstube die Stiefel seines Herrn reinigte, sich veranlaßt fühlte, seinen dicken Kopf mit den vorschriftsmäßig geschnittenen Haaren zur Thüre

hereinzustecken und zu fragen, ob der Herr Feldwebel etwas befohlen haben.

„Holen Sie mir mein Mittagessen und sagen Sie dem Compagnie-Schneider, wenn er mir bis 5 Uhr Nachmittags nicht meinen besten Rock geliefert hätte, dann würde ich ihn auf den Trab bringen.“ Mit einem „Zu Befehl“ entfernte sich der „Putzier“ und überließ den Feldwebel ungestört seinen Gedanken. Die hübsche Caroline wollte Knörgel gar nicht aus dem Kopfe und so sehr er sich auch bemühte, die Erinnerung an das schmucke Mädchen loszuwerden, so ertappte er sich doch stets immer wieder bei der Vorstellung, was der Hauptmann von Bösewetter sagen würde, wenn er eines schönen Tages vor ihn hintreten und in strammer militärischer Haltung die Meldung abstatten würde, er habe die Absicht, sich mit der Jungfrau Caroline Schulz zu verheirathen. Im Geiste hörte er dann schon seinen Hauptmann darüber wettern und fluchen.

„In des Teufels Namen, Knörgel, was fällt Ihnen denn ein? Sie alter Mensch werden doch nicht noch einen so dummen Streich machen?“ Und wenn er dann doch den Muth hätte, zu erklären, daß dies sein unabänderlicher Entschluß sei, so würde der Hauptmann gewiß in seiner bekannten groben Weise sagen: „Heirathen Sie nur frisch darauf los; aber das sage ich Ihnen, wenn ich Sie einmal auf einer Bummelei ertappe, dann verstehe ich keinen Scherz; haben Sie mich verstanden, Feldwebel Knörgel?“ und dann sah er schon im Geiste, wie ihn der Hauptmann auf Schritt und Tritt beobachtete und jede Gelegenheit erspähte, seine Drohung wahr zu machen; er sah die höhnischen Gesichter der ihm untergebenen Unteroffiziere und namentlich der beiden verheiratheten Sergeanten, die sich über sein Mißgeschick freuten und deren Miene deutlich zn sagen schien: „Das geschieht Dir recht, Du Grobian, warum hast Du uns immer so chicanirt?“

Diese trübseligen Grübeleien hatten aber auf den Appetit Knörgel's keinen üblen Einfluß gehabt; denn als der Bursche das Essen aus der Menage brachte, ließ sich sein Herr dasselbe wohl schmecken und auch die mitgebrachte Flasche Bier fand Gnade vor seinen Augen.

Wenige Tage später traf Feldwebel Knörgel, der seinen besten Anzug angelegt hatte, wieder mit der hübschen Caroline in der guten Stube der Frau Müller zusammen und diesmal hatte er sogar den Muth, sich mit dem munteren Mädchen in eine Unterhaltung einzulassen. Mit einem gewissen strategischen Talent lenkte Knörgel das Gespräch auf den Commißdienst und wußte Caroline eine gute Meinung von seiner wichtigen Stellung beizubringen, wie der Hauptmann von Bösewetter sich ganz auf ihn verlassen könne, wie er nichts unternehme, ohne ihn um Rath zu fragen, und welchen gewaltigen Respekt seine Untergebenen vor ihm hätten, noch mehr wie vor den beiden Lieutenants der Compagnie, die beide verheirathet seien und sich nur wenig um die Leute kümmerten.

Bei diesem Gespräch war Knörgel ganz in seinem Element, als ihn aber jetzt die Cantinenwirthin mit der Frage unterbrach, warum ein so angesehener und stattlicher Mann wie er sich nicht verheirathe, gerieth Knörgel in Verlegenheit und meinte nur ganz kleinlaut, darunter würde der königliche Dienst leiden und der Herr Hauptmann v. Bösewetter würde damit auch nicht einverstanden sein.

Fräulein Caroline, welche sich an der Verlegenheit des diensteifrigen Unteroffiziers zu ergötzen schien, lachte herzlich über die sonderbaren Ansichten Knörgel's und trieb ihn mit ihren treffenden Fragen und Antworten so in die Enge, daß er endlich seine Mütze ergriff und sich unter dem falschen Vorwande, er habe Dienst, schleunigst empfahl. Noch öfters traf Feldwebel Knörgel später mit Caroline in der Cantine zusammen und eines schönen Abends nach dem Löhnungsappell faßte sich Knörgel, nachdem er sich durch einige Schnäpslein Muth getrunken, ein Herz und gestand Caroline, daß er sie liebe und nicht mehr ohne sie leben könne, und daß sie sein Weib werden müsse, wenn auch der Herr Hauptmann noch so sehr in Zorn gerathen würde.

Caroline, welcher Knörgel gar wohl gefiel, ließ sich nicht lange bitten und erlaubte dem Feldwebel, ihr einen mächtigen Verlobungsring, den er irgendwo billig erstanden hatte, an den Finger zu stecken.

Der schwerste Schritt war aber noch zu thun, nämlich dem gestrengen Hauptmann von Bösewetter die Verlobung anzukündigen und um den Heirathsconsenz nachzusuchen.

Als sich Feldwebel Knörgel am folgenden Tage in der Mittagsstunde nach der Wohnung seines Hauptmann's zum Befehlempfang begab, hatte er seine Uniform vorher einer strengen Besichtigung unterworfen; er wollte dem Herrn von Bösewetter in möglichst vortheilhafter Weise unter die Augen treten und ihm jede Gelegenheit nehmen, ihm einen Rüffel zu ertheilen. Die Knöpfe am Waffenrock, die Messingbeschläge des Helmes und des Säbels waren blank geputzt, die Uniform sorgfältig ausgebürstet und die etwas unvorschriftsmäßig langen Haare hatte der Heirathskandidat schneiden lassen. So glaubte er dem gestrengen Vorgesetzten ohne Furcht unter die Augen treten zu können und als muthiger Soldat hoffte Feldwebel Knörgel dem Sturme der Entrüstung seines Capitains schließlich doch Stand halten zu können.

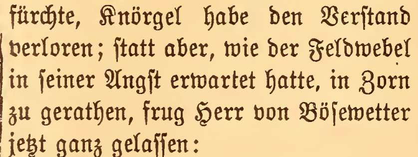
Als alle dienstlichen Meldungen abgestattet waren und Knörgel sich endlich mit klopfendem Herzen anschickte, den Hauptmann von seinem Heirathsplan in Kenntniß zu setzen, legte Herr v. Bösewetter plötzlich den Finger an die Nase und sagte: „Damit ich es nicht vergesse, Knörgel, sagen Sie dem Sergeanten Kindermann, ich verbäte mir ein für allemal, daß seine Nachzucht sich auf dem Kasernenhofe herumtreibt; es ist schon schlimm genug, wenn ein Unteroffizier verheirathet ist; wenn er aber noch dazu die königlichen Dienstgebäude zu einer Kinderstube degradirt, dann soll der Teufel die ganze Geschichte holen. Das sagen Sie dem Kindermann; haben Sie verstanden, Feldwebel Knörgel?" „Zu Befehl, Herr Hauptmann." „Und was den anderen verheiratheten Sergeanten betrifft, den Frauberger, so fragen Sie ihn in meinem Namen, ob er denn jetzt endlich eine Stelle im Civildienst gefunden habe. Der Mann wird jeden Tag schlapper und nachlässiger, und wenn ich nicht Mitleid mit ihm gehabt hätte, würde ich ihm schon lange den Laufpaß gegeben haben. Das können Sie dem Frauberger auch sagen, Sie verstehen mich doch, Feldwebel Knörgel?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann,“ brachte der Angeredete, dem der Angſtſchweiß auf die Stirn getreten war, mühſam hervor.

„Haben Sie ſonſt noch etwas?“ fragte der Hauptmann ungeduldig, als Knörgel noch immer keine Anſtalten traf zu gehen und mit einer wahren Jammermiene ſeinen Vorgeſetzten anſchaute.

„Jawohl, Herr Hauptmann,“ brachte der unglückliche Feldwebel ſtöhnend hervor, „ich wollte dem Herrn Hauptmann ganz gehorſamſt melden, daß ich die Abſicht habe, mich zu verheirathen.“

Eine Weile blickte der Hauptmann ſeinen Untergebenen höchlichſt erſtaunt und ungläubig an, gleich als ob er befürchte, Knörgel habe den Verſtand verloren; ſtatt aber, wie der Feldwebel in ſeiner Angſt erwartet hatte, in Zorn zu gerathen, frug Herr von Böſewetter jetzt ganz gelaſſen:



„So, Sie wollen heirathen? Dann wünſche ich Ihnen viel Glück und Segen, gebe Ihnen aber den guten Rath, ſich ſchleunigſt nach einer Stellung im Civildienſt umzuſehen. Sollten Sie es aber vorziehen, weiter zn dienen, ſo laſſen Sie es ſich geſagt ſein, daß ich Ihnen nichts durch die Finger ſehen werde. Haben Sie mich verſtanden, Herr Feldwebel Knörgel?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, ich werde ſtets —“

„Halten Sie keine Rede, lieber Knörgel,“ unterbrach der Hauptmann den erleichtert aufathmenden Feldwebel, „und beherzigen Sie meine Worte; ſie ſind mir bitterer Ernſt. Sie können gehen.“

Freudig erregt eilte Feldwebel Knörgel zur Frau Müller und theilte dieſer und ſeiner dort harrenden Braut den Beſcheid des Hauptmanns mit.

Wenige Tage ſpäter erklärten der Feldwebel Gottlieb Friedrich Knörgel und ſeine Braut, Caroline Schulz, in Gegenwart des

Bataillons Adjutanten und des Lieutenants v. Splenheim, eines der Compagnie-Offiziere, daß sie die Absicht hätten, in den Stand der Ehe zu treten, daß sie die vorschriftsmäßige Caution im Betrage von 50 Thalern zu leisten im Stande seien und für sich und ihre zu erwartenden Nachkommen niemals irgendwelche Ansprüche an den Militär-Fiscus zu erheben beabsichtigten. Das Schriftstück wurde dem Paare von dem Adjutanten vorgelesen, von den beiden Offizieren und dem Brautpaare unterschrieben und an demselben Tage noch, nachdem die „vorschriftsmäßige Caution von 50 Thalern" in die Regiments-Casse eingezahlt worden war, fand die feierliche Trauung des Paares durch den Garnisonpfarrer statt, welcher von militärischen Personen nur die beiden Offiziere von Knörgel's Compagnie, der Premier-Lieutenant v. Zitzewitz und der Second-Lieutenant v. Splenheim, der Bataillons-Adjutant v. Wickede und mehrere Unteroffiziere beiwohnten; Hauptmann v. Bösewetter hatte sich wegen Unpäßlichkeit entschuldigen lassen.

Ganze drei Tage war es dem jungen Ehepaare vergönnt, sich seines Glückes ungestört zu freuen; so lange war Feldwebel Knörgel von seinem Hauptmann beurlanbt worden. Dann begann aber wieder der königliche Dienst und mit recht wehmüthigen Gefühlen verabschiedete sich Knörgel am vierten Tage in früher Morgenstunde von seiner jungen Frau, mit der er in einer Kasemattenwohnung im Compagnierevier hauste und begab sich auf den Kasernenplatz.

Die Compagnie trat an, bald erschienen auch die beiden Lieutenants, und zuletzt, nachdem die Züge nachgesehen waren, stellte sich der Hauptmann v. Bösewetter auf seinem Schimmel ein. Wenn Feldwebel Knörgel gehofft hatte, der Hauptmann würde ihm mit einigen freundlichen Worten zu seiner Verheirathung Glück wünschen, so hatte er sich bitter getäuscht; denn nachdem Herr v. Bösewetter seine Meldung entgegengenommen hatte, ließ er die Compagnie nach dem nahen Exercierplatz marschiren und unter seinem Commando zwei ganze Stunden die Compagnie-Schule durchmachen.

Hauptmann v. Bösewetter machte heute seinem Namen alle Ehre; er hatte an Allem etwas auszusetzen, die Gewehrgriffe waren ihm zu lahm, die Leute hielten keinen Tritt und ehe eine halbe

Stunde vergangen war, hatte der Feldwebel schon ein Dutzend Namen in seinem dicken Notizbuch notirt, deren Inhaber später das traurige Vergnügen haben sollten, nachzuexercieren. Die beiden verheiratheten Sergeanten Kindermann und Frauberger befanden sich auch auf jenem Verzeichniß und mit Schauder dachte Feldwebel Knörgel schon daran, daß der Hauptmann ihn, wie er gedroht hatte, auch bei der ersten Gelegenheit auf's Korn nehmen und bestrafen werde, ihn, die Mutter der Compagnie, den altgedienten Soldaten, der nächstens schon die Dienstauszeichnung erster Classe erhalten sollte. Die Furcht Knörgels erwies sich aber als grundlos, da der Hauptmann seine Zornesschale nur über die unglücklichen Gesellen ergoß, welche stets die Sündenböcke abgeben mußten, mochten sie sich nun eines Vergehens schuldig gemacht haben oder nicht.

Während Knörgel, mit dem mächtigen Notizbuch in der Hand, neben dem Hauptmann stand und mit Sehnsucht den Schluß des Dienstes, der ihm noch nie so lange vorgekommen war, wie heute, erwartete, wetterte und fluchte Hauptmann v. Bösewetter auf seinem Schimmel, daß die zum Markt vorüberziehenden Bauern eine Gänsehaut überlief.

„Wer ist denn der Himmelhund im zweiten Gliede, der sein Gewehr wie eine Mistgabel trägt? Das ist gewiß der Rattermann, der niederträchtige Kerl. Schreiben Sie ihn zum Nachexercieren auf, Feldwebel, und wenn das nichts hilft, muß ich den Mann mit Arrest bestrafen“.

Endlich war der Dienst zu Ende; der Hauptmann zog seine Uhr hervor, ließ Corporalschaften formiren und hielt dann noch eine seiner bekannten Standreden an die Compagnie, die diesmal um so eindringlicher war, weil am folgenden Tage die Compagnie durch den Regiments-Commandeur besichtigt werden sollte. Hauptmann v. Bösewetter sprach in seiner Rede die Erwartung aus, daß die Compagnie bei der Vorstellung Ehre einlegen werde; er strafe sehr ungern und es thue ihm stets von Herzen weh, wenn er einen Mann in Arrest schicken müsse; wenn aber die Compagnie sich morgen eine Bummelei zu Schulden kommen lasse, so werde er dazwischen fahren, daß den Kerls die Augen übergehen sollten.

„Also gehörig aufgepaßt“, schloß der Hauptmann seine Rede, „wer sich morgen vernachlässigt, der fliegt in Arrest und erhält im ganzen Jahre keinen Urlaub“.

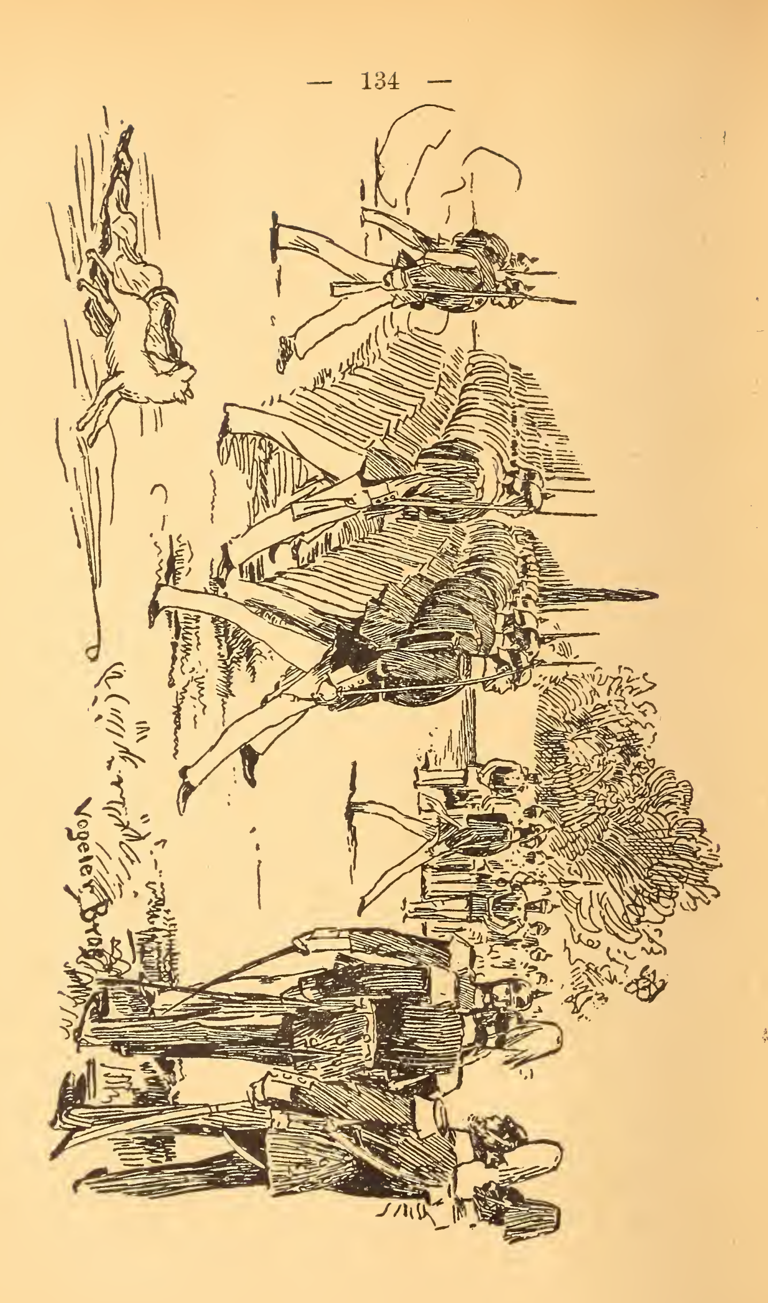
Der Tag der Vorstellung war angebrochen, mit blank geputzten Waffen, Knöpfen und Lederzeug trat die Compagnie des Hauptmanns v. Bösewetter auf dem Kasernenplatze an und wurde von den beiden Zugführern, dem Premier-Lieutenant v. Zitzewitz und dem Second-Lieutenant v. Splenheim einer genauen Besichtigung unterworfen. Die Leute hatten ihr Bestes gethan, um vor den Augen des gestrengen Obersten und des Hauptmanns v. Bösewetter zu bestehen, und wenn es ihnen nur gelang, vor dem Letzteren Gnade zu finden, so war ihnen nicht bange, daß auch der Oberst mit den Leistungen der Compagnie zufrieden sein werde. Feldwebel Knörgel hatte seine Orden mit neuen Bändern geschmückt, seinen Schnurrbart mit Hilfe von Bartwichse in zwei lange, steife Spitzen ausgedreht und wartete nun der Dinge, die kommen sollten. Hauptmann v. Bösewetter erschien früher als gewöhnlich auf dem Kasernenhofe und unterwarf einen Mann nach dem andern einer scharfen Besichtigung, ohne aber irgend etwas Dienstwidriges zu entdecken. Die beiden Lieutenants der Compagnie unterhielten sich unterdessen leise über allerlei gleichgiltige Dinge und allem Anschein nach waren sie die Einzigen, welche der Besichtigung mit Gleichmuth entgegensahen. Bereits eine Viertelstunde vor der Zeit, zu welcher die Besichtigung stattfinden sollte, stand die Compagnie in drei Glieder auseinander gezogen auf dem Exerzierplatze und, damit er nicht durch den Regiments-Commandeur überrascht würde, hatte der Hauptmann einen Hornisten als Beobachtungsposten ausgestellt. Endlich nahte der Oberst, begleitet von seinem Adjutanten und den Stabsoffizieren des Regiments, denen sich auch mehrere Hauptleute beigesellt hatten, welche erschienen waren, um zu erfahren, worauf der Commandeur bei der Besichtigung besonderes Gewicht lege.

Die Schilderungen der einzelnen Evolutionen der Compagnie des Hauptmanns v. Bösewetter wollen wir dem Leser erlassen. Die Griffe, die Wendungen, das Schließen, die Marschbewegungen und das Tiraillement gingen flott und zur Zufriedenheit des

Commandeurs von Statten, und erleichtert athmeten der Hauptmann und seine Mannen auf, als der Oberst endlich den Befehl zum Parademarsch gab, welcher erfahrungsgemäß den Schluß aller militärischen Vorstellungen bildet. Zunächst fand ein Vorbeimarsch in Sectionen statt, der recht gut gelang, und an diesen sollte sich ein Parademarsch in Zügen anschließen. Lieutenant v. Splenheim führte den ersten, Premier-Lieutenant v. Zitzewitz den zweiten und Feldwebel Knörgel den Schützenzug.

Hauptmann v. Bösewetter führte seine Compagnie zu Fuß dem Commandeur vor und schon war der erste und zweite Zug in schönster Ordnung an dem, seinen Beifall durch Kopfnicken und die Bemerkungen: „Gut! Sehr gut"! kundgebenden Commandeur vorübergekommen, als sich plötzlich ein Vorfall ereignete, der das Blut des Hauptmanns v. Bösewetter und seines braven Feldwebels fast erstarren machte. Der Schützenzug, welchen Knörgel führte, wurde nämlich plötzlich durch einen Hund zum Stehen gebracht, der einen schmutzbefleckten Gegenstand hinter sich herschleifte und sich bemühte, denselben schweifwedelnd seinem Herrn, dem Feldwebel Knörgel, vor die Füße zu legen. Der Letztere hatte den unseligen Köter zuerst in seinem Diensteifer gar nicht bemerkt und war über denselben so unglücklich gestolpert, daß er zu Boden fiel und alle Viere hilflos von sich streckte. Der nachrückende Zug wurde dadurch aufgehalten und begann, Dank der guten militärischen Schulung, auf der Stelle zu treten, um dem so unerwartet zu Fall gekommenen Vorgesetzten Zeit zu lassen, sich wieder zu erheben. Doch um das Unglück voll zu machen, hatte sich Knörgel mit seinen langen und schon ziemlich steifen Kommißbeinen in den Gegenstand verwickelt, den sein niederträchtiger Köter, dem er im Herzen den Tod schwor, herbeigeschleppt hatte, und ehe er sich noch frei machen und erheben konnte, drang schon die gellende, scharfe Discantstimme des Regiments-Commandeurs über den Exercierplatz hinweg und dem gänzlich zusammengeknickten Knörgel in die Ohren.

„Schockschwerenoth, was ist denn mit dem Führer des Schützenzuges los, Hauptmann v. Bösewetter? Der bricht ja den Hals auf



ebener Erde! Und was hat denn das Hundezeug auf dem Exercierplatz zu schaffen"?

Hauptmann v. Bösewetter, dem es ob des unerhörten Vorfalles zu Muthe war, als ob er in den Boden hätte sinken sollen, warf seinem Vorgesetzten, während er mit dem Säbel salutirte, nur einen stummen Blick zu, der zu sagen schien, daß auch ihm, dem schneidigsten Hauptmann im Regiment, eine solche Geschichte in seiner langjährigen Dienstzeit noch nicht passirt sei.

„Na, lassen Sie nur gut sein", rief der Oberst lachend, als er sah, welche Anstrengungen Knörgel machte, wieder auf die Beine zu kommen; ich will mir den Vorbeimarsch des Schützenzuges schenken, sonst war ja Alles ganz gut. Die Compagnie ist entlassen".

Kaum hatte sich der Oberst mit seinem Adjutanten und den höhnisch lächelnden Hauptleuten der anderen Compagnien, welche sich über das Mißgeschick ihres Kameraden zu freuen schienen, entfernt, so eilte Hauptmann v. Bösewetter zornentbrannt auf seinen unglücklichen Feldwebel los, der sich gerade schwerfällig vom Boden erhoben hatte und, ein Bild des Erbarmens, rathlos vor seinem Zuge stand.

„Nun möchte ich aber wissen, Herr Feldwebel Knörgel", schrie der Hauptmann, dicht vor den unglücklichen Zugführer hintretend, und jedes seiner Worte scharf betonend, „was Sie veranlaßt hat, der Länge nach auf die Erde zu fallen und liegen zu bleiben, als ob Sie ein Schlagfluß getroffen hätte. Sie haben die Compagnie für ewige Zeiten blamirt und wenn ich nicht irre, ist es Ihr niederträchtiger Köter gewesen, der an all diesem greulichen Unfug betheiligt war. Was schleppt denn die Canaille da mit sich herum"?

Der Premier-Lieutenant v. Zitzewitz hatte sich diese Frage wohl auch schon im Stillen aufgeworfen, denn er hatte das Spielzeug des Knörgel'schen Hundes mit der Säbelspitze aufgespießt und den Gegenstand durch sein Augenglas einer genauen Besichtigung unterwerfend, rief er jetzt lächelnd: „Es ist ein weibliches Kleidungsstück, Herr Hauptmann, wenn ich nicht irre, ein Frauenkleid".

„Und wem gehört dieses Ding"? brüllte der Hauptmann, dem ein Licht aufzugehen schien, seinen wie versteinert dastehenden Feldwebel an.

„Wahrscheinlich meiner — Frau, Herr Hauptmann", antwortete Knörgel zerknirscht.

„Das habe ich mir gleich gedacht", rief Herr v. Bösewetter hohnlachend; „also dazu haben Sie sich verheirathet, daß Ihr vermaledeiter Köter die Gelegenheit erhält, mit Ihrer Frau Kleidungsstücken mir die Compagnie-Vorstellung zu verderben? Das werde ich Ihnen anstreichen, Feldwebel Knörgel, darauf können Sie sich verlassen". —

Wüthend bestieg der Hauptmann seinen Schimmel und ritt davon, gefolgt von den beiden Lieutenants, welche Knörgel über sein Mißgeschick mit einigen freundlichen Worten zu trösten suchten. Fast die ganze Compagnie schien mit dem so schnöde abgewandelten Feldwebel Knörgel Mitleid zu empfinden, nicht aber die beiden verheiratheten Sergeanten Frauberger und Kindermann, welche nach dem Dienst einen Extra-Schoppen tranken und dafür Sorge trugen, daß das Mißgeschick ihres Feldwebels bis zum Abend schon in der ganzen Garnison bekannt ward.

Als muthiger Ritter war Gottlob Friedrich Knörgel am Morgen ausgerückt, wie eine vom Sturme geknickte Blume hielt er in seiner freundlichen Wohnung Einzug und ließ sich mit einem schweren Seufzer auf dem alten lederüberzogenen Sessel nieder. Alle Bemühungen der hübschen Caroline, ihren Gatten wieder aufzurichten, erwiesen sich als erfolglos und auf alle Trostsprüche hatte der unglückliche Mann stets nur die Erwiderung, nun habe die Herrlichkeit ein Ende, und es würde ihm wohl nichts anderes übrig bleiben, als den Abschied zu nehmen. Frau Caroline meinte zwar, in ihren Augen sei der Rang eines Feldwebels durchaus nichts so Herrliches, ihr Gatte erklärte aber, indem er sich für einen Augenblick ermannte und auf seine Ehrenzeichen und zwanzigjährige unbescholtene Dienstzeit hinwies, davon verstehe sie ganz und gar nichts.

Feldwebel Knörgel schien wirklich von dem Tage der Compagnie-Besichtigung an bei seinem Hauptmann in Ungnade gefallen zu sein, denn wenn der Letztere auch mit keinem Worte mehr die unglückliche Hundegeschichte erwähnte, so war das freundliche Einvernehmen, welches zwischen den beiden Männern so manches Jahr geherrscht

hatte, doch gestört und eines Tages kam Knörgel wirklich um seinen Abschied ein, um eine Stelle als Eisenbahnbeamter in einer kleinen rheinischen Stadt anzutreten.

Als Knörgel seinem Hauptmann diesen Entschluß kund that und um ein Führungsattest bat, hatte es fast den Anschein, als ob Herr v. Bösewetter, in Erinnerung an die treuen Dienste seines Feldwebels, dem Letzteren von seinem Schritte abrathen wollte. Doch nachdem er eine geraume Weile überlegt hatte, nickte er mit dem Kopfe und hieß Knörgel, sich am Nachmittag in seiner Wohnung einzufinden. Im Stillen hatte der alte Soldat gehofft, sein Hauptmann werde ihn nicht ziehen lassen, als er aber in der Behausung des Herrn v. Bösewetter erschien, überreichte ihm dieser ohne Weiteres das erbetene Führungsattest, in welchem den Verdiensten des p. p. Knörgel, wie es in der Amtssprache heißt, gebührende Anerkennung gezollt wurde.

„Sie wollen den Abschied nehmen, Knörgel“, sagte der Hauptmann dann mit etwas unsicherer Stimme, „und ich habe es für meine Pflicht gehalten, Ihrem Wunsche sofort nachzukommen. Ich wünsche Ihnen in Ihrem neuen Beruf alles Gute und hoffe, daß Sie die Compagnie — und Ihren Hauptmann in gutem Andenken behalten werden. Leben Sie wohl“.

Ehe Knörgel, dem es bei den herzlichen Worten seines Hauptmanns ganz wehmüthig zu Muth geworden war, und den sein Entschluß, dem Commißdienst Lebewohl zu sagen, schon bitter gereute, noch ein Wort erwiedern konnte, hatte ihn Herr v. Bösewetter schon zur Thüre hinausgeschoben und dieselbe hinter ihm so heftig zugeschlagen, daß die Fenster auf dem Hausflur klirrten.

Frau Karoline Knörgel, geborene Schulz, welcher der von ihrem Manne so sehr geschätzte Titel „Frau Feldwebel“ nie besonders gefallen hatte, war mit dem Wechsel ganz zufrieden, weniger aber ihr Gatte, welcher sich erst nach Jahr und Tag darein finden konnte, daß er nicht mehr Feldwebel, sondern Eisenbahn-Güter-Expedient in einer kleinen Stadt war.

Am bittersten empfand es der Herr Expedient, daß sein Hauptmann ihn bei der Abmeldung so kurz abgefertigt hatte, aber auch

diesen Kummer heilte die Zeit und wer einmal an einem Winterabend das Herren-Stübchen im „Gasthaus zur Krone" in R. besuchte, bemerkte dort sicher einen kräftigen Mann in mittleren Jahren, mit langem Schnurrbart und verschiedenen Ordensbänderen im Knopfloch, der von seinen Tischnachbarn Herr Güter-Expedient titulirt wurde und die ganzen langen Abende die Gäste mit sichtlichen Behagen von seinen Kriegsabenteuern unterhalten konnte. Eines schönen Abends erzählte Herr Expedient Knörgel auch wieder allerlei Schwänke aus seinem Soldatenleben und meinte zum Schluß wehmüthig, es thue ihm doch manchmal leid, daß er den bunten Rock schon in seinen besten Jahren ausgezogen habe und in diesem kleinen Städtchen seine Tage verbringen müsse.

„Warum haben Sie denn eigentlich den Abschied genommen, Herr Expedient?", frug der Steuerempfänger Schnabelius, ein alter neugieriger Herr, den alle Gäste wegen seiner scharfen Zunge fürchteten.

„O, das ist eine lange Geschichte", erwiderte Knörgel wehmüthig lächelnd; „die erzähle ich Ihnen ein andermal," und ehe der Steuerempfänger noch eine Entgegnung machen konnte, hatte der Herr Expedient bereits sein Schöppchen Laubenheimer geleert und war verschwunden.

An der Thür der „Krone" begegnete Knörgel einem elegant gekleideten Herrn in militärischer Haltung mit einer stattlichen Dame am Arm, der gerade mit dem Abendzug angekommen war. Die Blicke beider Männer begegneten sich und Knörgel, der unwillkürlich eine stramme militärische Haltung angenommen hatte, rief freudig: „Ach, das ist ja der Herr Hauptmann von Bösewetter."

„Ja, das war ich einst, lieber Knörgel," antwortete Herr von Bösewetter, „doch jetzt bin ich Major außer Diensten und habe die Absicht, mich als Pensionär hier niederzulassen."

Knörgel gab seiner Freude Ausdruck, seinen ehemaligen Vorgesetzten nach so langer Trennung wieder zu sehen und erlaubte sich im Laufe der kurzen Unterhaltung die ganz gehorsame Frage, ob der Herr Major ihm auch die verflixte Hundeschichte verziehen habe.

„Schon lange, lieber Knörgel, und wie Sie sehen, bin ich Ihrem Beispiel gefolgt und habe mich auch verheirathet."

Am folgenden Tage stattete Herr v. Bösewetter seinem alten Feldwebel einen Besuch ab, dem er erzählte, er habe in Folge eines Sturzes mit dem Pferde eine schwere Verletzung davongetragen, die ihn veranlaßte, seinen Abschied zu nehmen, da er, obschon wieder gänzlich geheilt, nicht mehr im Stande sei, ein Pferd zu besteigen. Während seiner Krankheit hatte ihn die Tochter seiner Hauswirthin, eine gebildete junge Dame, treulich gepflegt und als Herr v. Bösewetter endlich wieder ausgehen konnte, überraschte er seine Vorgesetzten und Kameraden durch die Nachricht von seiner Verlobung und dadurch, daß er seinen Abschied nehmen wolle, um sich in Ruhe von seinen Strapazen zu erholen und zum Zeitvertreib militärischen Studien obzuliegen. Die knappe Pension hätte hierzu allerdings kaum ausgereicht, Herr v. Bösewetter besaß aber etwas Vermögen und seine junge Frau hatte ihm ein ansehnliches Heirathsgut zugebracht, sodaß er ein sorgenfreies Leben führen konnte.

Zwischen den beiden alten Soldaten war bald wieder das alte freundschaftliche Verhältniß hergestellt, wenn auch der nunmehrige Güter-Expedient Knörgel nie den Respect vergaß, den er seinem ehemaligen Hauptmann und jetzigen Major a. D. schuldig war.

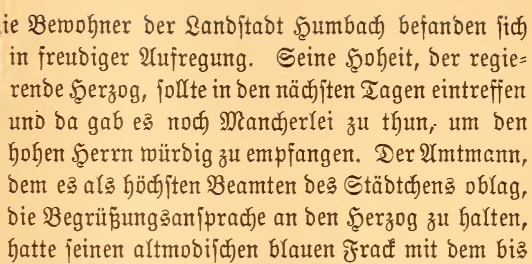
Als Frau Knörgel nach einem bestimmten Zeitpunkt wieder einmal ihren Gatten mit einem Knäblein beschenkte, stand der Major Pathe, und beim Kindtaufsschmauß stießen die beiden ehemaligen Weiberfeinde auf den Ehestand an und Knörgel gelobte feierlich, seine Sprößlinge zu tüchtigen Jünglingen heranzuziehen, welche, so hoffte er zuversichtlich, auch einmal des Königs Rock mit Ehren tragen würden.

Major v. Bösewetter erlebte auch noch Vaterfreuden und pflegte dem Eisenbahn-Güter-Expedient Knörgel gegenüber noch manchmal scherzend die Hundegeschichte gelegentlich der verunglückten Compagnie-Besichtigung in Erinnerung zu bringen, die auf die ferneren Lebensschicksale von Gottlieb Friedrich Knörgel von so großem Einfluß gewesen war.



Der Hoflieferant.





Die Bewohner der Landstadt Humbach befanden sich in freudiger Aufregung. Seine Hoheit, der regierende Herzog, sollte in den nächsten Tagen eintreffen und da gab es noch Mancherlei zu thun, um den hohen Herrn würdig zu empfangen. Der Amtmann, dem es als höchsten Beamten des Städtchens oblag, die Begrüßungsansprache an den Herzog zu halten, hatte seinen altmodischen blauen Frack mit dem bis an die Ohren reichenden Kragen und den gelben Knöpfen, und die engen blauen Höschen, unter welchen, wenn der Herr Amtmann sie an seinen dünnen Beinchen trug, die Stiefelschäften trotz der gewaltigen Lederstrippen neugierig hervorlugten, aus dem Kleiderschranke hervorgelangt und sie einer strengen Besichtigung unterworfen. Die Motten hatten den Festgewändern des Herrn Amtmanns Essig schon recht hart zugesetzt und sich sogar nicht gescheut, in seinem Dreimaster mit dem hohen Federbusch ihre Nester zu bauen. Wenn es der Frau Amtmännin nach gegangen wäre, hätte ihr Gemahl schon vor Jahren eine neue Uniform erhalten, aber da die Familie mit einer großen Kinderschaar gesegnet und die Beamtengehälter in den „herzoglichen Landen" sprüchwörtlich erbärmlich waren, so wurde von einer Ergänzung der alten Montirungsstücke bei jedesmaliger Besichtigung auf unbestimmte Zeit Abstand genommen.

Der Herzog oder die „Hoheit", wie er von seinen getreuen Beamten kurzweg genannt zu werden pflegte, kam alljährlich einmal nach Humbach, um in den benachbarten Forsten auf Auerhähne zu jagen. Die Jagd und der Sport waren die Liebhaberei und Hauptbeschäftigung des Herzogs; das Regieren überließ er seinen Ministern und den Landständen, welche redlich dafür Sorge trugen, daß die „Hoheit" stets zur rechten Zeit ihre hohe Apanage bezog.

Für die Bewohner von Humbach war der Besuch des Landesvaters jedesmal ein hocherfreuliches Ereigniß und im Besonderen für die höheren Beamten und Honoratioren, welchen die unschätzbare Ehre zu Theil wurde, dem Landesherrn im „Nassauer Hof", wo er abzusteigen pflegte, ihre Aufwartung machen zu dürfen.

Die hohen Beamten waren: der Amtmann Essig, der Land-Ober-Schultheiß, der Bürgermeister, der katholische Pfarrer und der evangelische Pastor, die Seminar- und Realschul-Directoren; die Honoratioren: der Bürgerwehr-Major und die Stadträthe, welche sich in ihren Mußestunden mit dem Verkauf von Kaffee, Reis, Zucker, Häringen und anderen Lebensmitteln befaßten.

Der Amtmann Essig und der Major Molitor waren die einzigen, welche in Uniform vor dem Herzog zu erscheinen pflegten; der Amtmann in dem bekannten, von den Motten zerfressenen Frack, in engen Kniehosen, Anschnallsporen und einem riesigen Dreimaster mit Federbusch; der Major in einer goldgestickten Fantasie-Uniform mit Dreimaster und Federbusch und einem gewaltigen Schleppsäbel mit kupferner Scheide, die nach Grünspan roch und dessen Klinge die Inschrift trug: „Zur Erinnerung an den 3. März 1848". Die übrigen Beamten und Bürger mußten sich zu ihrem Leidwesen mit einem schwarzen Frack begnügen, dessen Schnitt allen Gesetzen der Mode Hohn sprach. „Hoheit" war endlich nach banger Erwartung an einem schönen September-Abend mit seinem prächtigen ungarischen Vierer-Zug in das alte Nest eingefahren, von der Beamten- und Bürger-Abordnung, mit dem Amtmann an der Spitze begrüßt, der eine kurze Ansprache vom Stapel ließ, aber dabei, wie das gewöhnlich geschah, vor Rührung stecken blieb, sodaß ihm der Herzog herablassend auf die Schulter klopfte und ihm freundlich zunickend sagte: „Lassen Sie nur, mein lieber Essig, ich weiß, daß Sie es gut meinen".

Major Molitor hatte es sich nicht nehmen lassen, dem Herzog sein Bürgerwehr-Bataillon vorzuführen, welches an dem Gasthof vorübermarschirte, während der Landesvater auf dem Balkon stand und die Kapelle die Nationalhymne: „Heil unserm Herzog, Heil" spielte. Hoheit drückte ihre höchste Zufriedenheit mit der Haltung der Truppen aus, reichte dem vor Freude strahlenden Major, einer

Hünengestalt, die Hand und in guter Laune lud er die ganze Gesellschaft für den folgenden Sonntag Abend zur Tafel, was er früher noch nie gethan hatte.

Das Tagesgespräch in Humbach bildete natürlich der feierliche Empfang des Herzogs und die Frauen der Männer, die zur herzoglichen Tafel geladen wurden, waren überglücklich über die Ehre, welche ihren Gatten widerfahren. Auch im „Rothen Ochsen" unterhielt man sich lebhaft über das frohe Ereigniß und man war einstimmig darin, daß der Herzog ein sehr leutseliger Mann sei, sonst würde er gewiß das Empfangs-Comite nicht der Ehre gewürdigt haben, mit ihm an der Tafel zu speisen.

Der Einzige, der keine Feststimmung zur Schau trug, war der dicke Fleischer des Städtchens, Michael Heinzerling, kurzweg der Michel genannt, den es wurmte, daß er nicht auch im Stadtrath saß und so der Ehre theilhaftig geworden war, nicht allein mit dem Herzog zu sprechen, sondern auch wie mit Seinesgleichen mit ihm an einem Tische zu essen.

„So etwas passirt Dir nicht, Michel", hatte seine Frau beim Frühstück gesagt, als das Gespräch auf die Einladung des Herzogs kam, „und Du hast doch mehr Geld als die ganze Beamten-Sippschaft, und selbst der Amtmann, der in seinem von den Motten zerfressenen blauen Frack wie eine Vogelscheuche aussieht".

Diese Bemerkung und allerlei Sticheleien, welche er im „Rothen Ochsen" hören mußte, hatten Michel fuchswild gemacht und als ihn nun noch gar der Schneidermeister Bäuchlein, ein bekannter Spaßvogel, frug, ob er nicht auch Lust habe, mit dem Herzog zu speisen, schlug er mit der Faust auf den Tisch und rief: „Was nicht ist, kann noch werden und wenn es auch einen Ochsen und ein Fuder Wein kostet, das nächste Jahr muß ich auch Stadtrath sein". Bäuchlein, welcher gern auf anderer Leute Kosten ein Schöpplein Wein trank, rückte Michel etwas näher und frug ihn leise, so daß es Niemand hören konnte: „Na, Michel und wie viel gibst Du denn, wenn ich es mache, daß Du nächsten Sonntag mit dem Herzog essen darfst"? „Donnerwetter", rief Michel freudig, „wenn Du das fertig bringst, zahle ich Dir hundert Gulden baar".

„Ist das Dein Ernst“? frug der Schneider zurück, indem er sich scheu umsah, ob ihn auch Niemand höre.

„Jawohl“, erwiderte Michel, „und ich bin sogar bereit, Dir es schriftlich zu geben“.

Schnell war Tinte, Feder und Papier zur Hand und Michel gab die schriftliche Erklärung ab, daß er dem Schneidermeister Bäuchlein 100 Gulden baar bezahlen wolle, wenn er zur herzoglichen Tafel eingeladen würde.

Nachdem Michel noch fest gelobt hatte, Niemandem etwas von dem Vertrage zu sagen, begaben sich die beiden Männer, welche auf des Fleischers Kosten sehr stark gefrühstückt hatten, nach Hause, und am folgenden Morgen schon empfing Michel einen großen, versiegelten Brief, dessen Inhalt folgendermaßen lautete:

„An den Fleischermeister Herrn Michael Heinzerling, hierselbst.

Seine Hoheit der Herzog haben allergnädigst geruht, Ew. Wohlgeboren Gesuch um Ernennung zum Hoflieferanten zu willfahren und Sie werden hiermit ersucht, sich am Sonntag, den 27. Oktober a. c., im Nassauer Hof in der Uniform der herzoglichen Hoflieferanten vorzustellen und an der Hoftafel theilzunehmen.

Das herzogliche Hofmarschall-Amt“.

Michel, welcher seit Jahren das Fleisch in den „Nassauer Hof“ lieferte, und immer den stillen Wunsch gehegt hatte, den Titel eines Hoflieferanten zu erhalten, war nach dem Empfang dieses Schreibens ganz toll vor Freude und hatte nichts Eiligeres zu thun, als seinen Freund Bäuchlein aufzusuchen und ihm seinen Dank für seine Bemühungen auszusprechen.

„Aber wie hast Du es nur gemacht, daß ich nicht allein zur Tafel geladen, sondern auch zum Hoflieferanten ernannt wurde“? frug Michel, als er mit seinem Freunde bei einer Flasche im „Rothen Ochsen“ saß.

„Ja, weißt Du“, entgegnete Bäuchlein mit wichtiger Miene, „ich kenne den Hofmarschall persönlich und hatte noch gestern Abend eine Conferenz mit ihm“.

Das war die Wahrheit, denn Bäuchlein war nach dem „Nassauer Hof“ gerufen worden und hatte von dem Hofmarschall den Auftrag

erhalten, ihm einige Knöpfe an einen Jagdrock anzunähen. „Aber nähe er sie nur sehr fest“, hatte der Herr Hofmarschall gesagt, „sonst holt ihn der Teufel“.

„Aber wie ist es mit der Uniform“, fing jetzt Michel kleinlaut an, „ich weiß doch gar nicht, wie ich mir diese bis dahin verschaffen soll“.

„Darüber mache Dir keine Sorgen“, antwortete der Schneider, „ich fertige Dir eine an, in der Du schöner aussehen sollst, als der Amtmann und selbst der Major“.

Michel war mit Allem einverstanden und gelobte nochmals, nicht auszuplaudern, wem er es zu verdanken hatte, daß ihm so große Ehren widerfahren waren; den Brief des Hofmarschalls steckte der Schneider aber vorsorglich zu sich, da derselbe dann, wie er sagte, besser aufgehoben sei.

Am nächsten Sonntag Abend erschien Bäuchlein wirklich mit der Uniform, die Michel heimlich in seinem Schlachthause anlegte, und begab sich dann, ohne daß seine Frau Gelegenheit erhielt, ihn in seinem goldstrotzenden blauen Frack mit goldenen Epauletten und einem federgeschmückten Dreimaster zu bewundern, nach dem seinem Hause gegenüberliegenden „Nassauer Hof“, vor dem sich eine neugierige Menschenmenge angesammelt hatte. Michel, der sich am Nachmittag im „Rothen Ochsen“ Muth angetrunken hatte, drängte sich mit seinem Schmerbauch muthig durch die Leute, welche bei seinem Anblick erst stutzten und dann unter lautem Gelächter schrieen: „Hurrah, der Michel ist Amtmann geworden; er soll leben hoch, hoch, hoch“! Einer der lautesten Schreier war der Schneidermeister Bäuchlein, welcher seinen guten Freunden den Streich verrathen hatte, den er dem dicken Michel gespielt und nun mit seinen Kumpanen auf den Ausgang des Spasses mit Spannung wartete. Michel hatte sich indessen durch das Geschrei nicht irre machen lassen, war mit gravitätischen Schritten die Treppe hinaufgestiegen und stieß oben vor der Thüre des Saales, in welchem der Herzog Empfang abhielt, auf den schmächtigen Amtmann Essig, den er in seinem Ungestüm beinahe über den Haufen rannte. Der Amtmann, welcher kurzsichtig war und Michel für einen Hofbeamten hielt, stammelte eine Entschuldigung und machte eine tiefe Verbeugung, die Michel eben so förmlich

erwiderte, wobei ihm eine Naht seines Fracks aufplatzte und er selbst in seinem Ungeschick beinahe zu Boden gestürzt wäre.

„Aha, der Herr Amtmann,“ rief Michel jetzt pustend, indem er seine dicke Hand dem hohen Würdenträger entgegenstreckte, der jetzt auch den Fleischer erkannte und sprachlos vor Erstaunen auf die sonderbare Erscheinung starrte.

„Aber, um aller Heiligen willen, Herr Heinzerling, wie kommen Sie denn in diese Uniform,“ rief der Amtmann endlich, der nicht wußte ob er lachen oder in Zorn gerathen sollte. „Sie sind doch gewiß nicht zur herzoglichen Tafel geladen!“

„Gewiß bin ich es,“ erwiderte Michel, „hier ist das Schreiben;“ doch so eifrig der neugebackene Hoflieferant auch suchte, er fand den Brief des Hofmarschalls nicht, wohl aber die Rechnung Bäuchleins über die gelieferte Uniform im Betrage von 120 Gulden 45 Kreuzern, welche, wie der boshafte Schneider versichert hatte, der Herzog aus seiner Tasche bezahlen würde.

Während der Amtmann noch bei sich überlegte, was in diesem sonderbaren Falle zu thun sei, öffnete sich die Saalthüre und mit stolz erhobenem Haupte schritt Michel in das Zimmer, sich nach allen Seiten verbeugend und seinen Dreimaster in der Luft schwenkend, wie es ihn sein Freund Bäuchlein gelehrt hatte.

Der Herzog unterhielt sich gerade mit dem Major Molitor über Bürgerwehr-Angelegenheiten, als der sonderbare Gast hereinschritt, gefolgt von dem Amtmann Essig, der diesmal seinem Namen alle Ehre machte.

„Hochwürden,“ hob Michel an, als er dem Herzog gegenüberstand, „hier sind wir und da ist auch die Rechnung für die Uniform, 120 Gulden 45 Kreuzer; der Bäuchlein hat sie gemacht und wir lassen uns auch schön bedanken. Nichts für ungut.“

Und dabei verbeugte sich Michel fortwährend nach rechts und links, gleich als ob er an Magenkrämpfen litte, und Amtmann Essig in seinem armseligen Frackröckchen und mit den zu weit durch die Hosen gesteckten Beinchen warf so jammervolle Blicke hinter seinen Brillengläsern hervor nach dem Herzog hinüber, daß dieser endlich in schallendes Gelächter ausbrach und rief:

„Aber, meine Herren, was bedeutet denn dieser Aufzug? Wollen Sie hier eine Komödie aufführen?"

Amtmann Essig hatte sich endlich so weit gefaßt, daß er dem Herzog über die Persönlichkeit seines Begleiters Auskunft ertheilen konnte, und als nun noch Michel getreulich über seine Ernennung mittelst eines Schreibens des Hofmarschalls Bericht erstattete, wandte sich der Herzog an den Letzteren, einen gemüthlichen alten Herrn, und ersuchte diesen um Aufschluß über die sonderbare Geschichte. Doch der Hofmarschall, der kaum seinen Ernst bewahren konnte, wußte nichts von einem Briefe, den er an den Fleischermeister Heinzerling geschrieben haben sollte, und da hier offenbar eine Fälschung vorlag, so beauftragte der Herzog den Amtmann, den Fall zu untersuchen und den oder die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen.

Michel kümmerte sich nicht weiter um seinen Landesvater, sondern mischte sich unter die übrigen Gäste, die er ja alle persönlich kannte, welche aber scheu vor ihm zurückwichen.

Der Herzog schien seine gute Laune nicht verloren zu haben, denn er unterhielt sich noch eine Weile mit einigen seiner Gäste und verabschiedete sich dann unter der Angabe, er habe noch wichtige Geschäfte zu erledigen. Auf die Einladung des Hofmarschalls nahm die ganze Gesellschaft jetzt im Speisesaal an der Tafel Platz, bei welcher er selbst in Vertretung des Herzogs den Vorsitz führte; auch Michel befand sich unter den Gästen und sprach, ohne sich viel um seine Nachbarn zu bekümmern, tapfer den Speisen und noch mehr dem feinen Weine aus der herzoglichen Kellerei zu.

In einem Nebenzimmer spielte die Kapelle der Bürgerwehr, und als der Amtmann den Trinkspruch auf seine Hoheit ausbrachte und dann wieder vor Rührung nicht weiter konnte, ergriff Michel, der sich einen tüchtigen Rausch angetrunken hatte, sein Glas und schrie: „Se. Hochwürden der Herzog soll leben und seine Frau daneben, hoch, hoch, hoch!"

Und von der Straße herauf ertönte aus vielen hundert Stimmen der Ruf: „Unser Herzog lebe hoch!" und dazwischen auch das unehrerbietige Geschrei: „Hurrah, der Hoflieferant soll leben, hoch hoch, hoch!"

Am folgenden Morgen wurde der Schneidermeister Bäuchlein unter der Anklage der Majestätsbeleidigung, der Fälschung, der unberechtigten Führung eines Amtssiegels, des Betrugs und einiger anderer in dem Strafgesetzbuche des Herzogthums vorgesehener Verbrechen verhaftet und dem Amtmann Essig vorgeführt, der jetzt aber statt des blauen Fracks ein braunes abgetragenes Röckchen trug und den Gefangenen, wie es sich für einen so hohen Beamten geziemt, mit grimmiger Miene empfing.

Als Zeuge war der Fleischer Michael Heinzerling geladen, der an einem gewaltigen Katzenjammer litt und sich der Vorfälle in den letzten Tagen durchaus nicht mehr erinnern wollte. Da aber das corpus delicti, der Brief des Hofmarschalls, nicht aufgefunden werden konnte, weil ihn der Schneider Bäuchlein rechtzeitig vernichtet hatte, so verlief die Untersuchung vorläufig ohne Erfolg, wovon dem Herzog Bericht erstattet wurde. Dem Landesvater hatte der Spaß aber so gut gefallen, daß er die Einstellung der Untersuchung befahl und sogar Michel, dessen drolliges Benehmen ihm besonders Vergnügen gemacht hatte, zum wirklichen Hof-Fleisch-Lieferanten, jedoch ohne das Recht des Tragens einer Uniform, ernannte.

Michel war hiermit schon ganz zufrieden, bezahlte Bäuchlein die bedungenen hundert Gulden und seine Schneiderrechnung und ließ an seinem Hause ein Schild anbringen, auf welchem das herzogliche Wappen mit der Umschrift in Riesenbuchstaben „Hoflieferant Sr. Hoheit des Herzogs" prangte.

Die leutselige Hoheit hat inzwischen von ihrem Throne herabsteigen müssen; Amtmann Essig, Bürgerwehr-Major Molitor, Schneider Bäuchlein und Hoflieferant Heinzerling sind vor Jahren bereits gestorben und nur noch die älteren Leute in dem jetzigen preußischen Kreisstädtchen Humbach, das noch immer reich an Beamten jeglicher Gattung ist, erinnern sich des Tages, an welchem Michel Heinzerling als Hoflieferant in Gala-Uniform zur herzoglichen Tafel zog.

Kaisers Geburtstag.



Schon seit Menschengedenken, und das war bereits über dreißig Jahre, betrieb Herr Georg Zipfelmeyer, oder schlichtweg der „Schorsch", wie er von seinen Stammgästen genannt wurde, in der X-Straße in New York eine flott gehende Wein- und Bier-Wirthschaft. Schorsch war, wie seine meisten Berufsgenossen, ein sehr kluger Mann, gehörte einem Dutzend Logen und Vereinen an und war sogar einmal als Aldermans-Candidat aufgestellt worden, worauf er sich nicht wenig einbildete. Käthchen, seine Gattin, eine geborene Krömelbein, war in Berlin zu Hause, wie sie gern bei Gelegenheit zu bemerken beliebte, und der eigentliche Herr im Hause, wenn schon der Schorsch dies niemals fremden Leuten gegenüber, „die es ja doch nichts anging", wie Käthchen zu sagen pflegte, zugeben wollte. Schorsch Zipfelmeyer hatte in seinen jungen Jahren bei der schwäbischen Reiterei gedient, und da er allerlei hübsche Räubergeschichten aus seinen Soldatenjahren zu erzählen wußte und Käthchen ihre Gäste, zumeist wackere, in guten Verhältnissen lebende Handwerksleute, mit einem ausgezeichneten Lunch zu bewirthen pflegte, so war der Zuspruch beim Schorsch ein sehr lebhafter, und namentlich in den Stunden zwischen 10 und 12 Uhr Vormittags fand sich stets am Stammtisch eine lustige Gesellschaft ein.

So saßen denn auch wieder einmal an einem naßkalten Märztage, an welchem die Straßen von einem schmierigen und an den Füßen haftenden Brei aus niedergetretenem Schnee und Gassenkoth bedeckt waren, die üblichen Stammgäste beim Schorsch und ließen es sich am Bier und warmem Lunch gut sein. Der Schorsch hatte gerade eine lustige Anekdote von dem Schwabenkönig Friedrich, dem guten Freunde Napoleons I. erzählt, worüber der bucklige Schneider

Sauerbier, der tief in der Kreide saß, sich pflichtschuldigst bald zu Tode lachte; Käthchen hatte eine neue Auflage warmer Schinkenknochen mit Sauerkraut auf den Tisch gesetzt und sich mit den Zipfeln ihrer weißen Schürze den Schweiß von der Stirn gewischt, als sich die Glasthüre der im Kellergeschoß gelegenen Wirthsstube öffnete und ein hübscher, junger, nach der neuesten Mode gekleideter Herr mit wohlgepflegtem blondem Schnurrbart hereinschritt und sich an einem leeren Tische niederließ. Schorsch, der sich nicht erinnerte, jemals einen so feinen Gast in seiner Kneipe gesehen zu haben und auf den das vornehme Benehmen des Fremden und besonders die Art und Weise, wie derselbe die feinen gelben Glacehandschuhe von seinen wohlgepflegten Händen abstreifte, einen großen Eindruck gemacht hatten, brach mitten in seiner neuaufgetischten Erzählung ab und eilte dienstfertig auf den feinen Gast zu, um dessen Bestellung entgegen zu nehmen. „Sind Sie der Wirth"? fragte der Fremde mit schnarrender Stimme, indem er den vor ihm stehenden Schorsch mit einem hoheitsvollen Blicke maß.

„Zu dienen, mein Herr, ich bin der Zipfelmeyer, die Leute nennen mich aber nur Schorsch".

„Na denn, Schorsch Zipfelmeyer", erwiderte der Gast lächelnd und den Buchstaben r scharf betonend, „dann bringen Sie mir einmal Ihre Weinkarte".

„Bedaure, eine solche nicht zu besitzen", rief Schorsch, „aber ich kann meine Weine an den Fingern herzählen: Rüdesheimer, Hochheimer, Geisenheimer, Brauneberger, Bernkastler Doktor, drei Sorten importirten Champagner —"

„Halt, mein Freund", unterbrach hier der Gast den sein Verslein herleiernden Wirth, indem er sich mit der Hand auf das Knie schlug, „das wird es thun. Bringen Sie fünf oder auch sechs Flaschen von Ihrem besten Rheinwein und so viele Gläser, als Herren da drüben am Tische sitzen. Dann sorgen Sie auch für gute Cigarren, ein nettes Frühstück, Caviar, Sardinen, Austern und so weiter — Sie werden mich verstehen, mein Lieber, und damit ich es nicht vergesse, stellen Sie auch ein halbes Dutzend Flaschen Champagner in Eis".

Durch eine gnädige Handbewegung den erstaunten Schorsch entlassend, griff der seltsame Gast jetzt nachlässig nach einer auf dem Tische liegenden Zeitung, drückte ein thalergroßes Glas, das ihm an einer schwarzen Schnur auf der Weste baumelte, in das rechte Auge und begann zu lesen, ohne sich um die verdutzten Stammgäste im Entferntesten zu kümmern, welche sich verwunderte Blicke zuwarfen und mit offenem Munde nach dem noblen Herrn hinüberstarrten.

Nach Verlauf einiger Minuten waren sechs Flaschen Hochheimer Dom-Dechanery mit den gewünschten Gläsern und einer Kiste Havannahs vor dem Gaste aufgepflanzt und der Letztere erhob sich nun gewandt von seinem Sitze, ließ das Augenglas durch eine Muskelbewegung fallen und redete die ehrsamen Bürger dann folgendermaßen an.

„Meine Herren, ich war stets gewohnt, das Geburtsfest meines allergnädigsten Landesherrn, Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm, im alten Vaterlande in festlicher Weise zu begehen und ich will auch in diesem Lande dieser schönen Sitte nicht untreu werden. Sie alle scheinen Sprößlinge der ruhmreichen deutschen Nation zu sein und da ich jenes erhabene Fest gerne in Gesellschaft verleben möchte, so lade ich Sie ein, mit mir auf das Wohl meines erhabenen Kriegsherrn ein Glas zu leeren. Auch Sie, Herr Wirth und die Dame mit der weißen Schürze, sind herzlichst eingeladen, an der hohen Feier theilzunehmen".

Das ließen sich die Gäste des Herrn Georg Zipfelmeyer und der Letztere selbst und seine Frau nicht zweimal sagen und bald erklangen die mit edlem Rebenblut gefüllten Gläser zu Ehren des Mannes, dem hauptsächlich die Einigung der deutschen Stämme zu verdanken ist. Der bucklige Schneider versuchte sogar, ein schüchternes Hoch auf den Kaiser auszubringen, er wurde daran aber durch den Gastgeber verhindert, welcher streng bemerkte, das schicke sich nicht in einer öffentlichen Kneipe.

Dem von Frau Käthchen aufgetragenen Frühstück wurde auch wacker zugesprochen, obschon die Stammgäste sich schon an zwei Portionen Schweinernem gütlich gethan hatten, und nachdem die Weinflaschen geleert waren, wurde der Champagner herbeigebracht

und unter patriotischen Gesprächen der eingeladenen Gäste, denen der Fremde nur mit freundlich gnädiger Miene lauschte, die Gläser bis zur Nagelprobe geleert.

Schorsch Zipfelmeyer strahlte in Wonne und wies sogar mehrere Arbeitsleute, welche am Schanktisch ein Glas Bier hinter die Binde gießen und den landesüblichen Lunch verzehren wollten, mit der Bemerkung ab, der „Herr Graf" habe die ganze Wirthschaft mit Beschlag gelegt und man habe keine Zeit, solche Gäste wie sie zu bedienen. Wenn sie etwas haben wollten, sollten sie sich an den Herrn Grafen wenden, für den Alles reservirt sei.

Durch den ungewohnten Genuß so vielen Weines waren Schorsch's Stammgäste nach und nach überaus lustig geworden und als der schwer bezechte Schneider Sauerbier jetzt sogar taumelnd vom Tische aufstand und dem guten Herrn, der sie so fürstlich bewirthet hatte, Brüderschaft anbot, hielt es der Gastgeber für angezeigt, die Sitzung aufzuheben.

Taumelnd und sich an den Stühlen haltend, wankte jetzt einer nach dem andern von der Tafelrunde zur Thüre, um den Heimweg anzutreten; stolz aufgerichtet jedoch, als ob er noch keinen Tropfen geistiger Getränke zu sich genommen habe, schritt der Fremde auf Schorsch zu und bemerkte so eben hin, als ob es gar nicht der Rede werth wäre: „Wie viel macht denn die ganze Geschichte, mein Lieber"?

Käthchen, die an Stelle ihres Gatten, der, wir müssen es leider sagen, nur noch lallen konnte, Buch geführt hatte, machte schnell die Rechnung auf einer Schiefertafel und hielt diese dann dem Gaste vor die Augen, wobei sie mit freundlichem Lächeln bemerkte: „Nur $45.75."

„Sehr wohl, meine Dame," erwiderte der Fremde kopfnickend, indem er sich eine von Schorsch's Havannahs anzündete, „schreiben Sie den ganzen Bettel an, ich komme erster Tage herum und bringe die Geschichte in Ordnung. Ich bin der Graf P—, vergessen Sie das nicht und nun gesegnete Mahlzeit."

„Aber, Herr Graf, wir kennen Sie ja gar nicht."

„Was, Madame, das Wort eines preußischen Offiziers und Edelmannes dürfte Ihnen doch genügen für solche Bagatelle," und mit

einem freundlichen Kopfnicken verabschiedete sich Graf P— jetzt, während Käthchen starr vor Staunen ihm nachschaute und nicht fähig war, ein Wort hervorzubringen.

„Na, was sagst Du nun?“ rief Frau Zipfelmeyer endlich, nachdem sie ihre Sprache wieder erlangt hatte, sich mit Entrüstung an Schorsch wendend, der noch immer an seinem Platze saß und wie ein Blödsinniger vor sich hinstarrte.

„Habe — ich — Dir — nicht — gleich — gesagt,“ — lallte Schorsch gluckfend, „daß — das — ein — Graf — sein — muß, — ein — nobler — Mann, — der — sich — nicht — lumpen — läßt? — Solche — Kunden — können — wir — gebrauchen; — der — versteht — es — noch — besser — als —

„Na, da höre einer den ollen Schafskopp,“ rief Käthchen entrüstet, indem sie die Hände in die Seiten stemmte. „Das ist mir ein netter Kunde, traktirt die ganze Gesellschaft mit unserm theuren Wein und mit Havannah-Cigarren, nicht zu gedenken der Delikatessen, und putzt nun die Platte, ohne einen Cent zu bezahlen. Na, der soll mir nochmal vor die Augen kommen, der Schwindelmeyer, sofort lasse ich ihn einspinnen, verstehst Du mich, Du oller Duselkopp?“

Aber Schorsch verstand gar nichts mehr und als seine erzürnte Ehehälfte sah, daß sie doch nichts mehr mit dem betrunkenen Manne anfangen konnte, geleitete sie ihn nach einem Nebenzimmerchen, wo Schorsch auf einem alten Lehnstuhl seinen Rausch ausschlief.

Was der arme Schorsch am Abend, nachdem die Wirthschaft geschlossen war, zu hören bekam, ist nicht bekannt geworden, als er aber am folgenden Morgen in seiner Schenke erschien, machte er ein sehr dummes Gesicht und hielt sich seiner Gattin möglichst fern. Im Laufe des Tages erlangte Schorsch aber seinen Humor wieder und als die Stammgäste erschienen, hatte er sogar den Muth, über das Abenteuer vom vorhergehenden Tage allerlei schlechte Witze zu machen und zu behaupten, nicht er, sondern Käthchen habe sich von dem Grafen beschwindeln lassen.

Doch wer beschreibt das freudige Erstaunen des Ehepaares Zipfelmeyer und seiner Gäste, als einige Tage später sich plötzlich

die Thüre öffnete und Graf P.... in höchsteigener Person erschien und die Anwesenden mit vornehmer Leutseligkeit begrüßte.

„Haben mich wohl so frühe nicht wieder erwartet, Herr Wirth,“ wandte sich der Graf an Schorsch, indem er ihm freundlich auf die Schulter klopfte und Käthchen, die mit einer Häkelarbeit beschäftigt an einem Tische saß, freundlich zunickte. „Alter Edelmann wie ich ist immer schneidig und hält sein Wort, darauf können Sie sich verlassen.“

Schorsch warf seiner Gattin, die bei den Worten des Grafen sehr verlegen wurde, einen schadenfrohen Blick zu, als habe er sagen wollen: „Nun, wer hat jetzt recht gehabt?“ und die Stammgäste drängten sich freudestrahlend um den Grafen, voran der buckelige Schneider, der schon im Stillen die Hoffnung nährte, daß es wieder eine lustige Kneiperei absetzen würde.

Und er sollte sich nicht täuschen; denn der Graf ließ wieder, gerade wie neulich, sein Augenglas fallen und hielt eine kurze Anrede an seine Getreuen, deren Hauptinhalt war, er habe sich am Kaisersgeburtstag so köstlich amüsirt, daß er nicht umhin könne, die anwesenden Herren nochmals zu einem Frühschoppen, gewissermaßen zur Nachfeier einzuladen. Bald stand wieder eine Batterie Flaschen auf dem Tische und ehe noch wenige Stunden verflossen waren, hatte sich die ganze Tischgesellschaft wieder ein Räuschlein angetrunken, mit Ausnahme des Grafen, der für Zwei trank, aber unbesieglich zu sein schien. Während die guten Bürger noch wacker dem Wein des Grafen zusprachen, erhob sich dieser plötzlich mit ernster Miene und trat auf Schorsch zu, dem er einige Worte in das Ohr flüsterte und kräftig die Hand schüttelte. Dann schritt der Graf in stolzer Haltung an Käthchen vorüber, lüftete sein kleines schwarzes Hütchen zum Gruße und war verschwunden, ehe die verblüffte Frau Wirthin noch wußte, wie ihr geschah.

„Hat der Graf denn bezahlt?“ schrie Käthchen jetzt ihrem Gatten zu, der gerade wieder eine Anekdote aus dem Revolutionsjahre erzählte und sich in der heitersten Laune befand.

„Alles „all right,“ rief Schorsch, sein weinglühendes Gesicht unwillig seiner Frau zuwendend, „der Graf hat gesagt: „Schreiben

Sie es zu dem Alten, ich komme bald wieder" und damit war die Geschichte erledigt."

„Herr, du mein Gott," rief Käthchen auf ihren Stuhl zurücksinkend und die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, „macht der Gauner eine neue Zeche von $25 und geht uns wieder durch die Lappen und daran ist Niemand schuld, wie mein eselhafter Mann." Trotz aller Versicherungen Schorsch's, der Graf sei „all right" und werde bald seine Zeche bezahlen, konnte sich doch Frau Zipfelmeyer nicht sobald beruhigen und es vergingen einige Tage, ehe sie wieder mit einigem Gleichmuth von dem Schwindelgraf sprechen konnte.

Der Herr Graf ließ sich aber trotz aller gegentheiligen Versicherungen des vertrauensseligen Schorsch nicht mehr sehen und da die Zeit alle Schmerzen heilt, so verschmerzten die Eheleute Zipfelmeyer auch nach und nach den erlittenen schweren Verlust und nur manchmal erlaubte sich Schorsch den grausamen Scherz, seine Frau damit zu necken, daß sie es eigentlich gewesen sei, welche sich von dem schneidigen Grafen habe anschmieren lassen. Nur einmal nach Jahr und Tag erhielten Zipfelmeyer's durch den Schneider Sauerbier Kunde von dem verschwundenen Edelmann. Wie der Buckelige erzählte, war er dem Grafen P— begegnet, als derselbe gerade hoch zu Roß die Fifth Avenue entlang ritt. Der Schneider hatte es sich dabei erlaubt, den Grafen zu fragen, ob er lange nicht bei Schorsch Zipfelmeyer gewesen sei, worauf ihn der Angeredete durch sein Augenglas verächtlich gemustert und erwidert hätte: „Kenne den Mann nicht und will auch mit ihm, er Buckelfritze (damit meinte er den Schneider) nichts zu schaffen haben." Dann habe Graf P—, der sehr elegant gekleidet gewesen sei, seinem Renner die Sporen gegeben und sei davongesprengt.

Jahre waren vergangen und die Erinnerung an den Grafen wurde nur noch sehr selten von Schorsch aufgefrischt, als der Letztere eines Tages ersucht wurde, sich beim deutschen General-Consul einzufinden. Schorsch zog seinen Bratenrock an und begab sich nach dem General-Consulat, wo er von einem der dort beschäftigten Beamten genau nach Namen, Wohnung und Geschäftsplatz befragt wurde. Schorsch beantwortete alle an ihn gerichteten Fragen ge-

wissenhaft und nun wurde ihm ein Brief vorgelesen, dessen Inhalt ihn in freudige Aufregung versetzte. Das Schreiben war an den General-Consul gerichtet und lautete:

„Als mich vor Jahren gewisse Verhältnisse zwangen, nach Amerika zu gehen und ich einmal am Geburtsfeste meines allergnädigsten Herrn, Sr. Majestät des Kaisers in Geldverlegenheit und darum nicht in der Lage war, Hochdessen Wiegenfest zu feiern, begab ich mich nach der an der X-Straße gelegenen Wirthschaft eines Mannes, den die Gäste „Schorsch" nannten und der mir als ein gutmüthiger Mann geschildert worden war. Dort bewirthete ich alle Gäste auf das Beste, hielt auch später noch eine kleine Nachfeier und blieb dem braven Manne etwa $75 für die Zeche schuldig. Kurz vor meiner Rückkehr nach Europa begegnete ich einem buckeligen Schneider, der auch an der Feier theilgenommen, und der mich höhnisch fragte, ob ich denn nicht mehr bei Schorsch so und so gewesen sei. Ich wies den Mann schroff ab, nahm mir aber vor, meine Schuld sofort zu tilgen. Leider vergaß ich dies zu thun und erst jetzt fiel es mir wieder ein, daß ich noch immer nicht mein Wort eingelöst hatte. Dies soll nun geschehen. Hierbei übersende ich Ew. Hochwohlgeboren 500 Mark, mit der Bitte, diesen Betrag dem p. p. Schorsch auszuhändigen; er soll seine Forderung nebst Zinsen davon abziehen und für den Rest seinen Stammgästen am nächsten Geburtstage Sr. Majestät einen fröhlichen Tag bereiten.

Graf P—, Majoratsherr auf H—.

Freudestrahlend eilte Schorsch mit dem erhaltenen Gelde nach seiner Wirthschaft und erzählte seiner Frau und den Gästen, welches unerwartete Glück ihm widerfahren war. Alle priesen den Grafen wegen seiner Ehrenhaftigkeit und Schorsch rief ein über das andere Mal: „Habe ich es nicht immer gesagt, der Graf ist all right".

Auch Frau Käthchen, welche den Grafen für einen Erzgauner erklärt hatte, gab schließlich doch zu, er sei nicht so schlecht, wie sie geglaubt habe und verzieh ihm seinen lustigen Streich von Herzen. Daß der Kaisersgeburtstag damals in Schorsch's Kneipe festlich begangen wurde, ist selbstverständlich und noch oft sprach der buckelige

Schneider Sauerbier den Wunsch aus, daß wieder einmal ein so nobler Herr in's Land kommen und ihm und seinen Freunden zu einem festlichen Gelage verhelfen möchte.





ASHLAND
M.L.S.&W.RY.
ROUTE

Die Milwaukee, Lake Shore and Western Railway,



Durchgehende Schlaf= u. Parlor=Wagen auf allen Schnellzügen.

— zwischen —

CHICAGO und MILWAUKEE

— und —

Appleton, Wausau und Ashland.

— Die —

Gogebic, Penokee und Montreal Eisen= und Mineral=Werke:

Hurley, Ironwood,

Bessemer und Wakefield,

und die Fabrikstädte und Holzbezirke von Mittel= und Nord = Wisconsin:

Sheboygan, Manitowoc, Kaukauna, Appleton, Rhine=lander und Wausau.

Besondere Vortheile und Erleichterungen werden für Ansiedlungen für Fabrik=Unternehmungen geboten.

Von Ashland aus direkte Verbindung

— mit —

SUPERIOR, DULUTH;

und allen Northern Pacific Eisenbahn,

und Pacific Küste Orten.

— Zu den —

berühmten Fischereien

in Wisconsin und dem nördlichen Michigan.

Um **Black Bass** zu fischen, geht zum Gogebic See, dem besten Fangort im Lande.

Um **Forellen** zu fangen, geht zu Watersmeet, Great Trout Brook, Brule=, Ontona=nagon= und Gogebic=See.

Für **Mackinaw Trout und Landlocked Salmon** geht nach dem Island Lake, Black Oak Lake und Front Lake.

Für **Muskallonge, Bass, Pike** und andere Arten geht nach Eagle Waters, Twin Lakes und Lake St. Germain, Tomahawk und Pelican Lakes, Lake Vieux Desert, und alle Hauptpunkte des Wisconsin Flusses.

Die einzige Linie zum **Tomahawk Lake und Lake Du Flambeau:**

Für die Sommermonate sind Ausflug Tickets zu haben nach Ashland, Duluth und den nordwestlichen Sommerfrischen.

Abschriften der Jagdgesetze von Wisconsin und Michigan, Führer zu den Fischereien, Karten, Mappen und andere Veröffentlichungen werden auf Verlangen freizugesandt.

ASHLAND
M.L.S.&W.RY.
ROUTE

H. F. Whitcomb, General Manager,

Ernest Vliet, Gen'l Pass. Agt.

MILWAUKEE.

ASHLAND
M.L.S.&W.RY.
ROUTE

Chicago, St. Paul & Kansas City Ry,



Chicago

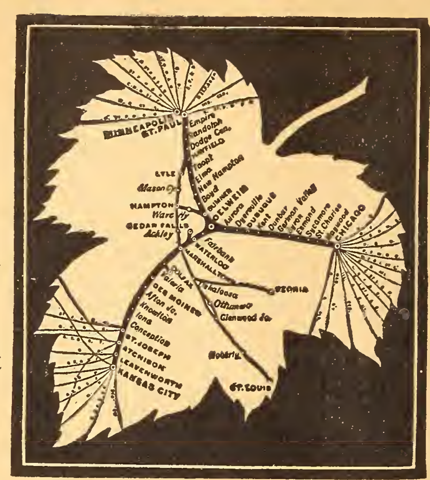
— nach —

St. Paul

— in —

14 Stunden





Wie

kann es

übertroffen

werden

?

Schnelle Linie von Chicago nach

Dubuque,

Des Moines,

St. Joseph,

Kansas City.

Express-Zug-Linie

— von —

CHICAGO nach ST. PAUL und MINNEAPOLIS.

Prächtig eingerichtete Züge und höfliche Beamten.

Vestibule Schlafwagen u. unübertrefflicher Speise-Wagen-Dienst.

Nehmet die Chicago, St. Paul & Kansas City Bahn nach Punkten des Nordwesten, Westen und Süd-Westen.

Tickets und weitere Mittheilungen werden in der hiesigen Ticket Office der Gesellschaft, **No. 188 Clark Street** gegeben.

JNO. M. EGAN,
General Manager,
ST. PAUL, MINN.

W. R. BUSENBARK,
General Pass. u. Ticket Agent,
CHICAGO, ILL,

Durchgehende Wagen von Chicago nach Portland, Oregon.

Die Wisconsin Central und Northern Pacific Linien haben nun durchgehende Pullman=Vestibnle=Schlafwagen und freie Colonisten Wagen zwischen Chicago und Tacoma, Washington, und Portland, Oregon. Diese sind so beliebt, weil dadurch die Aengstlichkeiten „des Wagenwechsels" vermieden werden, und diese Bahnen sind im Besitz aller Vortheile, welche andere Linien besitzen. Man besteigt in Chicago einen Schlafwagen und hat den nämlichen Sitz während des Tages und das nämliche Bett während der Nacht bis zum Ende der Reise, was eine nicht hoch genug zu schätzende Einrichtung ist. Die Colonistenwagen sind speziell eine Einrichtung für den Durchdienst, zum Besten der Heimathsucher und gewährt ihnen die Annehmlichkeiten des Reisens in luxuriösen Pullman Wagen. Mit seinem eigenen Bettzeug, welches er mitbringt oder in Chicago kauft, macht der Colonist sein Bett zurecht und zieht sich jede Nacht zurück. Ein König in seinem eigenen Reich, bis er den fernen Nordwesten erreicht. Die Züge, welche bekannt sind als die „Pacific Expreß", verlassen die große Central Station an Ecke von 5te Avenue und Harrison Straße, täglich um 10 Uhr 45 Minuten Abends. Für Tickets, Betten und Pullman= oder Colonisteu Schlafwagen usw. wende man sich an Geo. K. Thomson, City Passenger und Ticket Agentnr, Nr. 205 Clark Straße, odei an F. J. Eddy, Depot Ticket Agent, Grand Central Passenger Station, Ecke Fifth Avenue und Harrison Straße, Chicago.



Schwarz, Weiß, Roth.

Humoristische Erzählungen

— von —

August Boecklin.



Chicago. Illinois.

Gedruckt bei Wm. Kuhlmann, 220 Hudson Ave.

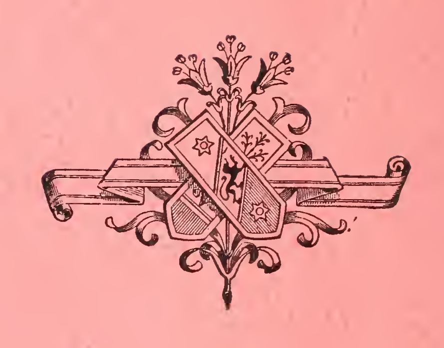
1890,











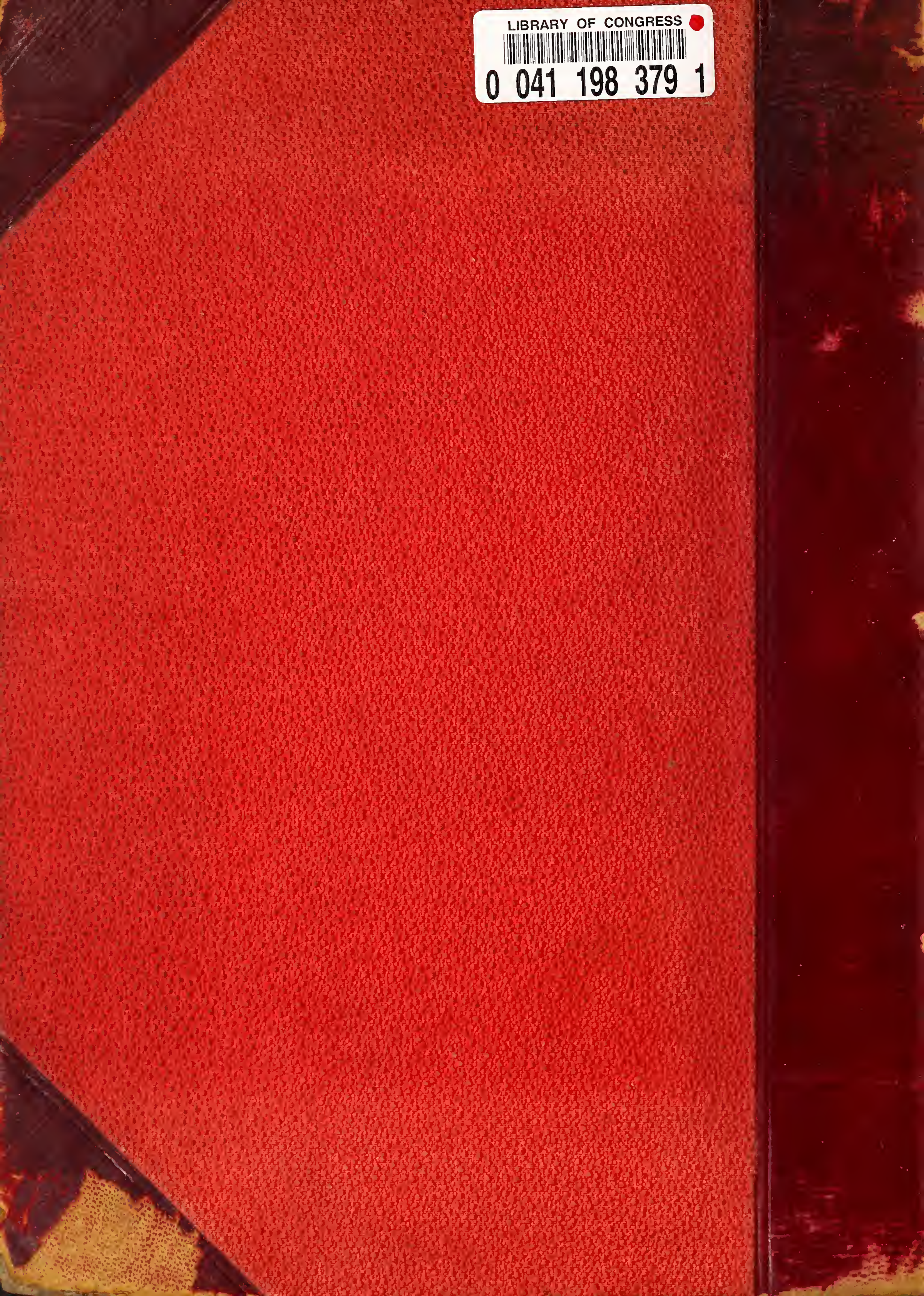











LIBRARY OF CONGRESS
0 041 198 379 1